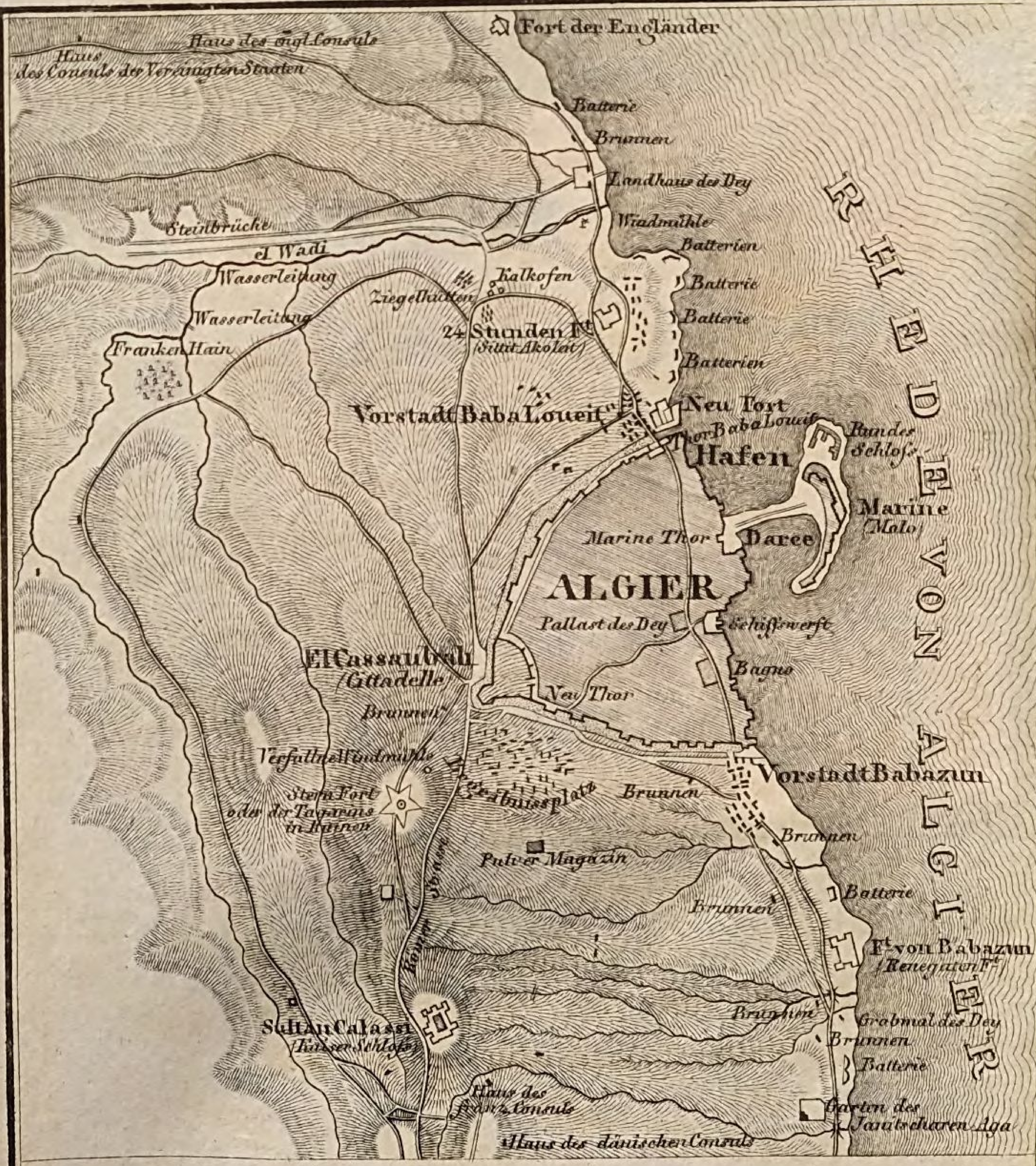

200 400 600 800 1000
Schritte

100 200 300 400
Toisses

Plan
und Umgebungen der Stadt
Algier.

Hamberger sc. Nbg.

Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten
See- und Land-Reisen,
von der
Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
Mehren,
und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

---

54. Bändchen.

Mit einem Plan.

II. Theil. 1. Bändchen von Afrika.

Nürnberg.
Verlegt von Heinrich Haubenstricker.
1830.

Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten Reisen
durch
Afrika.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
Mehren,
und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

II. Theil. 1. Bändchen.

Nürnberg.
Verlegt von Heinrich Haubenstricker.
1830.

Fortsetzung aus dem 50. Bändchen der kurzen Beschreibung des Habessinischen Reiches. Aus den Urquellen bearbeitet von Hiob Ludolph. Aus dem Originale frei bearbeitet vom Kaplan Gabriel Fellner zu Forchheim.

Kirchliche Verfassung der Habessinier.

X. Ankunft eines römischen Patriarchen in Habessinien und dessen Wirken allda.

Nach so glücklichem Fortgange ihrer Angelegenheiten dachten die Jesuiten daran, den Habessiniern einen Patriarchen zu geben, was jedoch auch der König Susneus selbst in seinen Briefen nach Europa betrieb. Philipp der IV, König von Spanien und Portugal, stellte als Patriarchen von Habessinien den portugiesischen Jesuiten Alphons Mendez, einen ausgezeichneten Gelehrten vor, der auch sogleich, nachdem er

geweihet war, seine Reise antrat, und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten mit sechs Gefährten, über Fremona nach Georgora, am königlichen Hoflager anlangte, wo er im festlichen Aufzuge und unter dem Zujauchzen der Gegenwärtigen vor des Königs Zelt geführet ward. Unter andern ward hier sogleich ausgemacht, daß am 11. Februar 1626 dem römischen Pabste Treue und Glauben öffentlich geschworen werde, was am bestimmten Tage auch unter großen Feierlichkeiten in Gegenwart des Königs, seines Erstgebornen Basilides, seiner Brüder, der Vicekönige und Statthalter des Reiches vor sich ging.

Zu bemerken ist, was bei dieser Gelegenheit Ras-Seelaxus seinem Schwure beifügte: daß er nämlich auch zugleich vor Basilides, dem Erben und Nachfolgers seines Bruders schwöre; er würde dessen treuer Vasall seyn, so lange er den h. katholischen Glauben in Schutz nehmen wolle; außerdem werde er ihn zum grimmigsten Feinde haben — eine Aeußerung, die das Verderben des Ras-Seelaxus beschleunigte, und der römischen Kirche doch nichts nützte. — Der ganze Akt schloß sich mit Aussprechung der Exkommunication gegen alle jene, die ihren Schwur vergessen würden.

Der Patriarch Mendez ging hierauf an seine amtlichen Verrichtungen, bewirkte mehrere Edikte in Betreff des Cultus, unter anderen, daß kein Priester ohne seine Erlaubniß Messe lese, oder eine andere kirchliche Verrichtung vornehme, weil er die Ordinationen

des Alexandrinischen Metropoliten nicht für gültig ansehe, (darum wurden auch viele Priester noch einmal ordinirt). Ferner: daß jeder nur den römischen Gottesdienst ausübe, und Widerspenstigen keine Zuflucht gewähret würde: der dawider Handelnde sollte mit dem Tode bestraft werden, ꝛc.— Weiter errichtete und erbaute der Patriarch, welcher verschiedene Werkleute aus Europa mit sich gebracht hatte, an den Gränzen von Bagemdra und Dembea, und an mehreren anderen Orten des Reiches Sitze für sich und für die übrigen Jesuiten — brachte die Tempel in besseren Zustand, reiste im Lande umher, taufte Bekehrte, ordinirte Kleriker, und ertheilte auch hier und da die Firmung. Unter mehreren andern Einrichtungen, die er traf, war die eines Seminars, in welchem 60, theils Habessinische, theils Portugiesische Knaben erzogen wurden.

Bisher hatte Mendez alle seine Anordnungen und Neuerungen unter dem Beifalle des Königs und der Großen durchgesetzt, wiewohl auch andere auf den glücklichen Fortgang derselben mit scheelen Augen gesehen, ja manche offenbar dagegen sich aufgelehnt hatten. Wirklich begann auch von nun an das Glück des Patriarchen sich zu neigen, und mehrere Begebenheiten wirkten zusammen, seinen Sturz herbeizuführen.

Tecla-Georgius, ein Schwiegersohn des Königs, mit welchem er schon längere Zeit nicht im besten Einverständnisse lebte, verband sich mit noch zwei

anderen angesehenen Männern, fiel vom Könige ab, und ließ öffentlich durch einen Herold verkündigen, daß er mit den Waffen in der Hand die Alexandrinische Religion vertheidigen werde. Die Schnelligkeit des Vicekönigs von Tegre unterdrückte zwar für jetzt die Empörung, indem Tecla-Georg überwunden, er nebst seiner Schwester Adera, einer grimmigen Feindin des römischen Cultus, gefangen, und an einem Baume aufgehangen wurde. Aber eben dieser Fall erregte doch allgemeine Sensation, und heftigen Unwillen gegen den Patriarchen, als wenigstens mittelbare Ursache davon. Ein gräßlicher Bannfluch, den er öffentlich im Tempel vor dem ganzen Hofe und aus einer wenig erheblichen Ursache, blos um seine Gewalt in seiner ganzen Größe zur Schau zu stellen, gegen einen Feldobersten aussprach, und den er nur auf Fürsprache des Königs wieder zurück nahm, hatte dieselben schlimmen Folgen für ihn, und folgender Vorfall entzog ihm vollends alle Gemüther, und raubte ihm selbst die Zuneigung des Königs: Der oberste Vorstand der Habessinischen Mönche, der nach dem Abbuna das größte Ansehen besitzt, war in der Alexandrinischen Religion gestorben, und in einem nach den Ceremonien der römischen Kirche eingeweihten Tempel beigesetzt worden. Der Patriarch erklärte durch die Begräbniß dieses Ketzers die Kirche für entweiht, und nicht mehr für geeignet, Messe darin lesen zu dürfen. Der Vorstand dieser Kirche, fürchtend die

Bannflüche des Patriarchen, erwartete keinen weitern Befehl, ließ den Leichnam ausgraben, und vor die Thüre des Tempels werfen. Heftig erbitterte dieß die Habessinier, und der König selbst, der ein solches Beginnen für eine Kränkung seiner Majestät ansah, da die vorigen Metropoliten nie dergleichen sich angemaßt hatten, ward höchlich darüber aufgebracht.

Diese und noch mehrere andere dergleichen Umstände waren es in Verbindung mit den Gegnern des Patriarchen und der Jesuiten, welche diese endlich um das letzte Restchen königlicher Zuneigung brachten. Ja man wußte bald Susneus dahin zu bewegen, daß er den Ras-Seelaxus auf einen bloßen Verdacht die Statthalterschaft über Gojamo und das Kommando über die ihm anvertrauten Kriegs-Völker nahm, und so den eifrigsten Beschützer der römischen Religion einflußlos machte. — Zudem erhob sich in eben dieser Zeit die Parthey des Tecla-Georg unter dem königlichen Prinzen Melcaxus zu einer größern Stärke als ehemals. Sie wurde von dem starken Felsen Lasta, auf dem sie sich festsetzte, Lastenser genannt. Die königliche Armee focht mit abwechselndem Glücke gegen sie: man war genöthiget, den kriegserfahrnen Ras-Seelaxus in seinen vorigen Posten einzusetzen, wodurch die Sache des Patriarchen einigermaßen wieder gut zu werden anfing. Allein ein Unfall, der den Ras-Seelaxus traf, ward die Ursache seines abermaligen Sturzes, und nun konnten

die Feinde der Jesuiten ihre Absichten gegen diese leicht durchsetzen. Der Krieg wurde zudem noch immer unglücklich geführt — man drang auf allen Seiten in den König, daß er doch nicht durch hartnäckiges Beharren auf dem römischen Kultus das Vaterland verderben wolle, und bei einem dritten Feldzuge gegen die Lastenser gab er, seine Soldaten williger zu machen, schon so viel nach, daß er die ganze alte Liturgie, in sofern sie nicht gegen den Glauben lief, zulies; bald sollte es noch anders kommen.

XI. Abnahme der römischen und Wiederaufnahme der alexandrinischen Religion in Habessinien.

Der Patriarch hatte den höchsten Gipfel von Ansehen erreicht; der König, seine Brüder, viele Große des Reichs hielten die Parthei der Jesuiten; der römische Kultus ward überall eifrigst ausgeübt; habessinische vom Patriarchen ordinirte Priester und die bereits bis auf 20 vermehrten Jesuiten versahen denselben, der Bau von Kollegien und Tempeln war überall im raschen Gange, Tausende von Heiden waren bekehrt und getauft — da trat plötzlich eine große Veränderung der Dinge ein, die schon früher vorbereitet war, und welche die gänzliche Verweisung der Jesuiten und des römischen Kultus aus Habessinien zur Folge hatte.

Der unzeitige Eifer dieser Religion, wodurch sie

alle alexandrinischen Kirchen-Gebräuche, sogar solche, die selbst die römische Kirche sonst geduldet hatte, zu verdrängen suchten, die hartnäckige Beharrlichkeit auf der alten Sitte von Seiten der Mönche, Kleriker und des Volks; die vielen Empörungen, welche ein großer Theil der Magnaten entweder aus Haß gegen die Lateiner, oder aus Ehrgeiz anstifteten; das hieraus erfolgte viele Blut-Vergießen; sein bereits hohes Alter, Ekel an der Gegenwart, bange Furcht vor der Zukunft, das Drängen seiner Freunde, der Verdacht gegen seinen Bruder, der Uebermuth der Lastenser, die immer auffallendere Verminderung seiner Majestät, und die augenscheinliche Gefahr, selbst die Regierung zu verlieren, bestimmten endlich den König Susneus, an die Wiederherstellung der alexandrinischen Religion ernstlich zu denken. Selbst ein glückliches Treffen gegen die Lastenser, in welchem diese gegen 8000 Mann nebst einigen Häuptern ihrer Parthei verloren, bestärkten ihn in seinem Entschlusse. Denn die Freunde der alexandrinischen Kirche führten ihn auf das blutige Schlachtfeld, und der gräßliche Anblick desselben, auf welchem nicht Heiden, nicht Türken, sondern Christen, Unterthanen, Landesleute, Verwandte als Opfer seiner Halsstarrigkeit gefallen waren, erschütterten das Herz des Susneus. Damals eingelaufene Vorstellungen der Adelenser, Türken und übrigen Muhamedaner, deren Interesse die Einführung der lateinischen Religion in Habessinien

durch die Portugiesen ebenfalls nicht entsprach, die erneuerten Bitten und Beschwörungen der Königin, des Erstgebornen Basilides, und seines Bruders Jamanaxus, und besonders die Drohungen der in Habessinischen Diensten stehenden Gallaner, die sich ferner, wegen der neuen Religion gegen Habessinier ihr Blut zu vergießen, weigerten, beugten endlich gänzlich den Sinn des Königs und im Rathe der Großen ward die Wiederherstellung der alexandrinischen Religion beschlossen, ohne jedoch die lateinischen Christen zum Uebertritte zu derselben zu zwingen. Der Patriarch machte Vorstellungen, drohte, bat — umsonst. Unter Trompeten und Paukenschall, unter dem freudigen Zujauchzen des ganzen Volkes und unter gränzenlosem Jubel ward das neue Edickt, die Abschaffung der lateinischen Religion betreffend, verkündiget, und sogleich traten die vorigen Ceremonien wieder in das Leben. — So stürzte dieses mit so vielem Kraft- und Kosten-Aufwand, mit so vielem Blut-Vergießen ausgeführte Werk der lateinischen Religion in Habessinien wieder zusammen. Es war eben zu eilig, und zu rasch aufgeführt worden.

XII. Von der Vertreibung des Patriarchen und der Jesuiten aus Habessinien.

Nicht zufrieden mit ihrem Siege, gingen die Freunde der alexandinischen Religion auch noch darauf aus, den Patriarchen und die Jesuiten gänzlich

aus Habessinien zu vertreiben. Zu dem Ende fingen sie tägliche Reibungen und Zänkereien mit ihnen an, beschuldigten sie verschiedener größtentheils erdichteter Verbrechen, und brachten es bald so weit, daß sie sämmtliche Tempel räumen mußten: denn auf diese Weise mußte der römische Gottesdienst am sichersten aufhören. Bald hierauf, am 16. September 1632, starb auch Susneus, und sein den Jesuiten so wenig geneigter Erstgeborner Basilides bestieg den Thron Habessinien's. Nun ging es an die letzten Verfechter der lateinischen Kirche. Ras-Seelaxus, den man vergebens für den Uebertritt zur alexandrinischen Religion zu bewegen suchte, ferner der königliche Sekretär Azas Tino und Walata Georgissa, eine Schwägerin des Königs, mußten in das Exil wandern; andere büßten ihre Anhänglichkeit an die neue Religion mit dem Tode. Jetzt konnte man ganz ungehindert gegen die Jesuiten arbeiten, und man suchte nur den König Basilides zu überzeugen, daß, so lange jene in Habessinien blieben, durch alles, was bisher für die Wiederherstellung der alexandrinischen Religion geschehen sey, dennoch nichts gethan, ja daß vielmehr für diese Religion noch alles zu fürchten sey. Der König ließ sich hiervon gerne überzeugen, entzog den Jesuiten nach und nach ihre Besitzungen und ihre Waffen, besonders ihre Musqueten, und verwies sie endlich nebst dem Patriarchen nach Fremona, nachdem zwischen die

sem und dem Könige zuvor noch eine vergebliche schriftliche Verhandlung Statt gefunden hatte. Zu Fremona nach vielen überstandenen Mühseligkeiten angekommen, setzten sie den Vicekönig von Indien über ihre Lage in Kenntniß, und baten um Portugisische Hülfs-Truppen. Allein Basilides mochte dies geahnet haben, und zwang sie nun auch Fremona zu räumen. Hierauf flüchteten sie zu Johannes Akay, einem ehemaligen Feinde des Königs, der sie jedoch nicht vertheidigen konnte; sondern im Mai 1634 an die Türken abliefern mußte, welche sie zuerst nach Afrika und Matzua, und zuletzt nach Suaquena zu dem dortigen türkischen Befehlshaber abführten. — Hier mußte der Patriarch nebst vielen andern Mißhandlungen durch die Türken, auch noch den Schmerz erleben, den neuen Metropoliten für Habessinien aus Aegypten kommen, und über Suaquena reisen zu sehen. Endlich wurde er um ein Lösegeld von allenfalls 4000 Thalern mit seinen Genossen entlassen, und gelangte glücklich nach Goa, wo er 1656 im 77. Lebensjahre eines sanften Todes starb. — Alphons Mendez war ein durch körperliche und geistige Vorzüge ausgezeichneter Mann, der ganz seinem Amte und Vorhaben gewachsen war, der es jedoch, durch die große Gunst des Glückes in seinen ersten Unternehmungen verblendet, später an der nöthigen Klugheit und Mäßigung fehlen ließ. — Bald nach seiner Vertreibung aus Habessinien

fand auch der von ihm heimlich daselbst zurückgelassene Bischof Apollinaris Allmeyda nebst seinen Genossen einen gewaltsamen Tod, wie überhaupt alle Gönner der Jesuiten; und alle spätern Versuche, dem lateinischen Gottesdienste in Habessinien wieder Eingang zu verschaffen, waren eitel. Vergebens war die Mission des Patriarchen Hieronymus Wolf nach Portugal um Hülfs-Truppen; vergebens die Bemühungen der Väter, ferneren Eingang in Habessinien zu finden, da die Türken auf Suaquena und Matzua von den Habessiniern bestochen, jedem Franken denselben verwehrten. Vergebens war die Mission von sechs Kapuzinern, deren vier schon auf der Reise zu Grunde gingen; und die zwei übrigen, die doch nach Habessinien gelangten, wurden, da sie weder das Land verlassen, noch zur alexandrinischen Religion übergehen wollten, gesteinigt. Die letzte Mission von drei Kapuzinern war nicht glücklicher. Sie wurden schon in Suaquena von dem dortigen Bassa auf Anstiften des habessinischen Königs enthauptet.

Von dieser Zeit hat man über den religiösen Zustand Aethiopien's keine zuverlässigen Nachrichten mehr. Das Gerücht, daß sein Beherrscher dem Islamismus gehuldigt, ist ungegründet.

IV. Buch.

Noch einiges über Privat-Verhältnisse der Habessinier.

I. Wissenschaftlicher Zustand der Aethiopier.

Die äthiopischen Buchstaben betreffend, behaupten Manche eine Aehnlichkeit derselben mit den heutigen hebräischen Buchstaben, was aber gar nicht der Fall ist. Höchstens kommen sie mit letzteren in Hinsicht auf die Benennungen etwas überein, gar nicht aber in Beziehung auf die Form. Desto mehr Aehnlichkeit scheinen die äthiopischen mit den samaritanischen Buchstaben zu haben, was sich aus der Betrachtung beider Schriftformen ergiebt.

Was die Literatur und wissenschaftliche Bildung der Aethiopier überhaupt betrifft, so finden sich bei ihnen außer den heiligen, wenig Bücher. Ihre Studien beschränken sich auf die Erlernung ihrer gelehrten Sprachen und einiger Religions-Kenntnisse. Die meisten sind zufrieden lesen und schreiben zu können, und es ihre Kinder wieder zu lehren. Geschriebene Gesetze haben sie nicht; ihr Recht ist Gewohnheit und Sitte der Voráltern.

Mit der Medizin steht es bei ihnen ebenfalls sehr schlecht: jeder ist sich selbst Arzt, und den Meisten ist es sehr gleich viel, mit oder ohne Hülfe des Arztes zu sterben. Selbst bei Krankheiten des Königs erzählt nur einer oder der andere, wie er selbst bei ähnlichen Krankheiten sich wieder hergestellt habe. — Ihre Naturlehre und Sternkunde ist in einem wahrhaft närrischen und lächerlichen Zustande; in der Mathesis sind sie fast ganz unwissend. — Unter den freien Künsten lieben sie am meisten die Poesie; doch nur die heilige. Ihre Gedichte sind verschiedener Art, und alle durch einen gewissen Rhythmus gebunden.

Uebrigens sind die Habessinier, wie wir wissen, sehr gelehrig, und deßwegen sehr begierig nach Unterricht. Die Jesuiten wurden beständig von ihnen aufgefordert, ihre Knaben die lateinische Sprache zu lehren, was diese jedoch unterließen, indem sie in dem Vortrage der lateinischen Religion die zu große Verschiedenheit der Amharischen von der lateinischen Sprache vorgaben. Noch ist hier zu bemerken, daß die gemeinen Habessinier einen Brief weder zu schreiben, noch zu schicken verstehen, sondern in einzelnen Distrikten sind Schreiber angestellt, die ihre Korrespondenzen besorgen gegen einen angemessenen Lohn.

II. Von den häuslichen Verhältnissen der Habessinier, ihren Ehen, Nahrung, Kleidung ꝛc.

Die Habessinier leben nach christlicher Weise in Monogamie. Mehrere Weiber zu haben, verwehren ihnen zwar kirchliche Gesetze und Strafen, keineswegs aber politische Verordnungen. Uebrigens machen sie weder bei Schließung, noch bei Trennung ihrer Ehen viele Umstände. Ihre hochzeitlichen Gebräuche sind nicht in allen Provinzen dieselben, und ihre genauere Beschreibung gehört ohnehin eigentlich nicht hieher.

Die Nahrung der Habessinier ist äußerst schlecht und gering. Rohes oder halbgekochtes Rindfleisch, Galle als Gewürz, die von den Stieren schon verzehrten und halbverdauten Kräuter, mit Pfeffer und Salz wohl gewürzt und als Senf genossen, sind ihnen Leckerbissen. — Die Viehzucht treibenden Stämme leben von dem Fleische und der Milch ihrer Heerden, und wissen sich von ihnen auch körperliche Bedeckung zu bereiten. Auch verfertigen sie sehr gute Butter und Käse, welches sie jedoch aus Mangel an tauglichen Gefäßen nur mit Mühe bewerkstelligen. Genießbarer, als ihre Nahrung, ist ihr Getränke, welches sie aus Honig bereiten, und welches ziemlich berauschend ist. Das Bier, welches sie aus allerlei Früchten sich brauen, verdient, da es ohne Hopfen gebrauet ist, wohl nicht diesen Namen. Die Zeit nach ihren

Gastmählern bringen sie immer mit Trinken und unter fröhlichen Gesprächen hin, den Grundsatz befolgend: Erst pflanzen, dann begießen.

Nicht minder gering, wie die Kost, ist auch die Kleidung der Habessinier. Nur die Vornehmen kleiden sich mit Seide; Wohlhabende und Priester mit Baumwollen-Zeugen. Die ärmere Klasse geht halb nackt oder nur nothdürftig mit Fellen bedeckt einher, was man jedoch auch an Vornehmen, ja sogar an Priestern zu bemerken Gelegenheit hat. Nur Leute höheren Ranges tragen eine Art von Beinkleid, die bis an die Fußsohlen reichen, und welche so sparsam gefertigt sind, daß sie nur bis an die Knie, so weit sie sichtbar und von dem Oberkleide nicht bedeckt werden, von kostbarem Stoffe sind. — Knaben und Mädchen gehen wegen Armuth und Wärme des Klima's bis zu ihrer Mannbarwerdung ganz nackt, weswegen sie den freilich auch erwachsen die Schamhaftigkeit wenig kennen. Weit mehr halten sie auf den Schmuck ihrer Haare, welche sie ungemein fleißig kämmen und salben — nicht mit Balsamen oder kostbaren Oelen, sondern mit Butter. Die Aermlichkeit ihrer Wohnungen, die in bloßen Zelten oder Lehmhüttchen bestehen, kennen wir bereits.

Ihre Todten betrauern sie auf eine höchst erbärmliche Weise: gräßlich schlagen sie sich auf Gesicht und Brust, und wenn sie vollends den Tod irgend eines angesehenen Mannes oder guten Freundes hören, so

werfen sie sich auf den Boden, wie rasend den Kopf gegen die Erde stoßend. Die Leichenzüge ihrer Könige sind sehr ansehnlich und prachtvoll.

III. Von dem Stande der mechanischen Künste und Handwerke in Habessinien.

An nichts leiden die Habessinier einen fühlbareren Mangel, als an der Kenntniß von Handwerken und mechanischen Künsten. Sie sind es, die den Menschen so unschätzbare Vortheile, so unzählige Bequemlichkeiten gewähren, und aller dieser Vortheile und Bequemlichkeiten müssen die armen Habessinier entbehren. Die Juden fertigen fast ganz allein alle Holz- und Eisen-Arbeiten, da dem Habessinier besonders letztere, man weiß nicht aus welchem Grunde, sehr verhaßt sind. Uebrigens verfertiget ein Jeder sich selbst das, was er zu seiner geringen Wirthschaft nöthig hat, und lehrt dessen Verfertigung wieder seine Kinder, so daß einzelne Handwerke in einzelnen Familien und einigen Distrikten sich forterben. Nur die Vornehmen haben einige Sklaven zur Bereitung des Nöthigen.

Daß die Baukunst und auch andere mechanische Künste wohl ehemals in Habessinien einheimisch waren, beweisen die majestätischen Ruinen von Axuma. Aber unter den Adelensischen, Gallenischen und bürgerlichen Kriegen verwilderte die Nation, alle schönen Künste verschwanden aus seiner Mitte, und die Habessinier begnügten sich, statt in glänzenden Ge-

bäuden zu wohnen, mit Bergklüften. Daß die Baukunst in der Folge der Zeiten aus Habessinien verschwunden war, zeiget das Staunen und die Verwunderung seiner Bewohner über die Gebäude, welche später durch die Jesuiten in Habessinien aufgeführt wurden.

IV. Von den Reisen der Habessinier, und von der Reise nach Habessinien.

Trotz ihres großen Mangels an ausländischen Waaren und Gegenständen, trotz ihrer großen Unwissenheit in schönen sowohl, als mechanischen Künsten, unternehmen die Habessinier doch keine Reisen außerhalb ihres Vaterlandes, oder können vielmehr keine mit Erfolg und Nutzen unternehmen, weil sie weder Kenntniß fremder Sprachen und Länder besitzen, noch die europäischen Völker, die sie sämmtlich Franken nennen, und von denen sie nebst den Portugiesen nur noch die Engländer und Holländer als Handel treibende Völker kennen, zu unterscheiden wissen, noch Wechsel- oder Korrespondenz-Geschäfte verstehen. Dazu kommen noch die gefahrvollen Wege durch wüste Gegenden, und ihre Armuth. Sonst, als noch Mammelucken über Aegypten herrschten. machten sie wohl häufige Reisen nach Jerusalem und von da nach Rom; aber die Raubsucht und die Grausamkeit der Türken macht ihnen auch dieses ungemein schwer.

Zum Reisen bedient man sich in Habessinien

des Maulthieres, als demjenigen Thiere, welches in steinigten Gebirgen, wo alle Fahrwerkzeuge unanwendbar sind, zum Reiten und Lasttragen das geeignetste und sicherste ist. Vornehmere und Reichere führen ihr ganzes Hausgeräthe auf Maulthieren mit sich und wo die Nacht sie eben überfällt, da schlagen sie ihre Zelte auf, und machen zur Abwehrung wilder Thiere ein Feuer an. Aermere Habessinier müssen auf ihren Wanderungen bei dem Mangel an Gasthäusern und Herbergen, sich durchbetteln. Alles, was in dieser Hinsicht für arme Reisende in Habessinien geschieht, besteht darin, daß die Bewohner der Dörfer in der Beherbergung derselben abwechseln.

Es scheint hier nicht am unrechten Platze zu seyn, etwas von den gewöhnlichen nach Aethiopien führenden See- und Landwegen zu sagen. Der schwierigste und gefährlichste ist der Landweg von Aegypten nach Habessinien, sowohl wegen der Händel mit den Türken, denen man sich aussetzt, als auch wegen aufstoßender raublustiger Horden und der Unwirthlichlichkeit des Climas und Bodens. Doch machen noch heut zu Tage Karavanen diesen Weg. Sie ziehen von Kairo aus den Nil aufwärts bis Monfallot schiffend, von da über Siiut, Wach, Meks, Scheb, Sellim, Moschu, Dungala der Hauptstadt Nubiens, von Dungala nach Kshabi, Korti, Trere, Gerri, Helfaje, Arbatg in das an Habessinien gränzende, und unter einem Muhamedani-

schen Herrscher stehende Sennaar. In Tschelga auf der Gränze ist der Eingang nach Habessinien.

Weit sicherer und kürzer aber ist die Reise über das rothe Meer, wenn man nur mit den Türken umzugehen weiß. Dieser Seeweg ist doppelt. Er führt nämlich von Kairo entweder nach Suez oder Suesse, einem Hafen des rothen Meeres, und von da über Gidda, einem andern Hafen, nach Suaquena und Mazua; und diesen Weg pflegen gewöhnlich die Kaufleute einzuschlagen. Oder, wenn man nicht so lange zur See reisen will, so steuert man von Kairo nach Girgàa, reiset von da zu Lande nach Ginna in zwei, und bis Alcossir in vier Tagreisen; und von da setzt man seinen Weg über Gidda wieder zur See fort. Diesen Weg schlugen immer die Habessinil nischen Metropoliten ein, und er ist auch für Europäer der bequemste und sicherste. Ein dritter Seeweg nach Habessinien wäre durch den Ocean um Afrika; aber man müßte erst irgendwo in Indienlanden, um zur rechten Zeit in den Arabischen Meerbusen schiffen zu können. Viele würden diesen, obwoh beschwerlichen Weg dennoch vorziehen, wenn nur die Habessinier einen Hafen besäßen, um die Reisenden nicht der Gewalt der Türken aussetzen zu müssen. Nur auf einem durch die Gallaner noch überdieß unsicheren Umwege Baylur, den Hafen der mit den Habessiniern in freundlichem Verhältnisse stehenden Dankalenser, wäre dieser Weg zu machen. Der

Adelensische Hafen Zeyla, und die übrigen südlichen Häfen sind zu weit entfernt. Zudem ist dieser Landstrich von wilden räuberischen Völkern bewohnt, die alle Reisende gleich Spionen behandeln.

V. Vom Handel und Waarentausche in Habessinien.

Aus der Abneigung und dem Unvermögen der Habessinier, weitere Reisen zu unternehmen, ersieht man leicht, daß sie auch keine Handelsleute sind. Daher ist der Handel in Habessinien ganz in den Händen der Muhamedanischen Araber, welche die Handesplätze am rothen Meere bewohnen, als Muhamedaner weder von Türken, noch den Arabischen Emirs Hindernisse erfahren, und in alle Häfen des rothen Meeres Zugang haben. Nach ihnen sind die mit den Habessiniern religionsverwandten Armenier, welche den größten Handels-Verkehr nach Habessinien haben.

Diese und andere Handelsleute richten natürlich ihr meistes Augenmerk auf das Gold der Habessinier, von welchem sie diese auch so ziemlich entledigen. Ueberhaupt ist es Gold, welches der unwissende und einfältige Habessinier, wie er es findet, hingibt, der Erfahrnere aber mit einem Lydischen Steine prüfet, und es nach einem gewissen Gewichte vielleicht von einem Reichsthaler im Werthe veräußert. Ferner sind Felle, Rinds-Häute, Wachs, Honig, Elfenbein, welche be-

sonders gegen Indische Waaren, dann auch gegen Babylonische Kleider aus Seide und Wolle, zum Theil scharlachroth, gefärbt, welche die Habessinischen Großen für Purpurkleider tragen, dann gegen Spezereyen und Gewürze, vorzüglich Pfeffer eingetauscht werden, und bei welchem Tausche immer bedeutender Gewinn auf Seite der Tauschhändler bleibt, da der Habessinier weder sein Gold zu schätzen, noch Münzen zu schlagen versteht. Eher als Gold dient ihnen Eisen, meistens aber das für sie sehr einträgliche Salz statt des Geldes. Daher, weil in Habessinien keine Münzen geschlagen werden, ist es auch erklärbar, warum der Handel in diesem Lande größtentheils nur Tauschhandel ist.

Möchte doch auch die nützlichste, herrlichste und kostbarste Waare Gegenstand der Einfuhr nach Habessinien werden — die Kenntniß europäischer Künste und Wissenschaften — möchten aber auch europäische Fürsten dieser uralten christlichen Nation emporhelfen, und zugleich durch Verbreitung des Christenthums in jenen fernen Ländern ihren und den Namen Gottes verherrlichen! Wer möchte bei den jetzigen politischen Verhältnissen sich der schönen Hoffnung entschlagen, diese christlichen Wünsche bald erfüllet zu sehen?

Poiret's Reise in die Berbarei in den Jahren 1785 und 1786. Aus dem Französischen übersetzt.

Von Frankreich segelte Poiret 1785 nach Afrika, und langte glücklich zu La Kalle (Le Pastion de France) an. La Kalle ist das vornehmste Komptoir der königlichen afrikanischen Kompagnie, und liegt etwa 36 französische Meilen westlich von Tunis. Die Einwohner von La Kalle, 3 — 400 an der Zahl sind gewöhnlich Provencalen oder Korsen. Diese beschäfftigen sich mit der Korallen-Fischerei und andern Arbeiten, und werden auf Kosten der Kompagnie ernährt und bezahlt. Einige Magazine und Offiziers-Wohnungen ausgenommen, bestehen sämmtliche Gebäude aus 60 einstöckigen Paracken. La Kalle wird auf drei Seiten vom Meere umgeben; auf der Landseite vermag eine bloße Mauer den Ort hinreichend gegen die Ueberfälle der Araber zu schützen, welche keine Art von Geschütz, als ihre Flinten kennen. Der Hafen ist an sich

klein, von geringer Tiefe, und bei gewissen Winden höchst unsicher. Das weibliche Geschlecht ist gänzlich von La Kalle verbannt.

Die Schädlichkeit der Luft in der Umgegend wird noch durch drei große Seen, welche im Sommer beinahe austrocknen, vermehrt. Gewöhnlich erzeugt sie hitzige Fieber, welche in vier Tagen mit dem Leben der Kranken endigen. Außerdem verbreitet die heiße, fast brennende Luft, der fast ununterbrochene dumpfe Klang der Todtenglocke, der oft sehr plötzliche Tod vieler in der Blüthe ihrer Jahre sterbender Menschen überall Schrecken und Angst.

Der vornehmste Handel nach der Berbarei gehört ausschließend einer Handelsgeschaft zu Marseille, welche sich anfangs nur mit Korallen-Fischerei beschäfftigte, später aber ihren Handel auch auf andere Gegenstände ausdehnte. Diese Gesellschaft nannte sich anfangs die afrikanische Kompagnie, und wurde unter Ludwig XIV. 1637 gegründet. Ihr vorzüglichstes Komptoir war damals in Bastion de France, an der östlichen Spitze des Königreiches Algier. Der Handel, welchen auch die englische Kompagnie zu La Kalle, (drei Meilen von dieser Bastion) trieb, verblühte, und ward nun allein den Franzosen überlassen. Für die Befugniß, auf der Küste von Algier eine Korallen-Fischerei anzulegen, und für das ausschließliche Recht des Korn-, Wolle-, Wachs- und Leder-Handels zahlt die Kompagnie an den Dey von Algier jährlich

100,000 Livres und zwei Kisten der besten Korallen. Außerdem zahlt sie auch an verschiedene benachbarte arabische Stämme Tribut.

Der Pest und des bürgerlichen Krieges ungeachtet, schreibt Poiret, ließ ich mich nicht länger in den Mauren von La Kalle aufhalten. Gegen das Ende des Mai war die Hitze der Sonne schon so brennend, daß ich sie nicht länger als bis neun Uhr aushalten konnte. Nichs desto weniger irrte ich schon seit 14 Tagen umher, und zwar in einem Aufzuge, welcher jenem des Robinson Crusoe ungemein ähnlich ist. Ueber einem Paare langer Beinkleider, und über einer sehr leichten Weste trug ich ein arabisches Kleid, und gegen die Sonnenstrahlen einen außerordentlich großen Hut aus Palm-Blättern. So durchwanderte ich die brennenden Sandwüsten der Berbarei, meine Haut wurde nach und nach bräunlich, und es fehlte mir nichts weiter, als ein dichter, voller Bart, bloße Arme und Beine, um völlig unkenntlich zu seyn. Ein breiter lederner Gürtel war mit Patronen gefüllt, mit zwei Pistolen, einem Dolche, einem Säbel, und einer Flinte versehen. So gekleidet wagte ich mich leicht an die Zelte der Mauren.

Als ich aber hörte, daß in denselben die Pest wüthe, blieb ich in einer gewissen Entfernung zurück. Dieß war am Ufer eines ungemein klaren und frischen Baches, welcher dicht mit Oleander, Terpentin- und Myrthen-Sträuchen besetzt, und dessen Kühle für mich

sehr erquickend war. Sanfte, mit dem herrlichsten Grün bedeckte Hügel waren mit weidenden Heerden gleichsam bedeckt. Nur zuweilen schweiften meine Augen von Zeit zu Zeit auf die niedrigen, rauchenden Zelte der Araber ab. Plötzlich kamen 20 bewaffnete Männer gegen uns, ich grüßte sie nach Landessitte, und ließ ihnen durch einen Dollmetscher andeuten, daß sie wegen der Pest in einer gewissen Entfernung zurückbleiben sollten. Sie kamen diesem Befehle nach, setzten sich im Kreise herum, und schwatzten lange mit meinen Begleitern. Sie boten mir dann Milch an, welche ich, ihres rauhen Tones und ihres drohenden Blickes ungeachtet, mit Vergnügen trank, und ihnen zur Erkenntlichkeit ein kleines Geschenk von Pulver und Blei machte. Beim Abschiede begleiteten die Araber mich eine Viertelstunde weit, und nahmen unter herzlichen Wünschen Abschied. Ich war stolz durch die ersten arabischen Worte, welche ich aussprechen lernte, meine Erkenntlichkeit ausdrücken zu können.

Unter den Mauren sah ich bis jetzt schon eine Menge ausgezeichneter Gestalten, mit Augen voll Feuer und Muth, mit starken männlichen Gesichts-Zügen, einer Habichts-Nase, nervigten Armen, und einem dreisten und frechen Gange. Füße, Lenden und Schultern waren fast immer unbedeckt. Die Maurischen Weiber, besonders in den Städten, übertreffen an weißer, blendender Farbe die Europäerinnen. Da-

gegen sind die Weiber der Berg-Mauren, welche fast den ganzen Tag unter freiem Himmel zubringen, und halb nackt gehen, von Jugend auf dunkelbraun und nußfarbig.

Die Kleidung der meisten Mauren ist nach ihren Vermögens-Umständen verschieden. Einige hatten gar keine Kleidungs-Stücke; andere trugen nur ein leichtes Beinkleid. Die Aermeren wickeln sich in ein Stück Zeug, welcher einige Ellen lang ist. Verschiedene hatten eine Art von Weiber-Hemden, oder auch eine wollene Weste ohne Aermel, welche bis an die Knie reichte. Die reichsten tragen über diese Kleidung noch eine Art Schulter-Mantel mit einer Art von Kopf-Bedeckung.

Die Weiber bedienen sich des nämlichen Zeuges zu ihren Kleidern, wie die Männer; das Haar flechten sie in mehrere Zöpfe, welche auf die Schultern herabfallen; mit eisernen Ringen, und zuweilen mit Korallen zieren sie Ohren, Arme und Beine. Zur Schminke dient ihnen Spießglas mit Schießpulver vermischt, mit welchem sie in der Haut, besonders über den Augenbraunen einige unauslöschliche Zeichnungen machen. Aehnliche Zeichnungen machen sich die Männer gewöhnlich auf den Armen, in der Gegend des Magens, und über der Handwurzel. Auch sah ich die Nägel an den Händen mehrerer Kinder gelbroth gefärbt. Angeführte Kleider-Tracht ist den nomadisirenden Arabern eigen; sie unterscheiden sich von denen, wel-

che in der Stadt wohnen, in verschiedenen Stücken. Es ist merkwürdig, daß fast alle Afrikaner sich auf einerlei Art kleiden, und man bemerkt diese nicht nur bis zur Küste von Guinea, sondern auch auf der andern Seite bis zu den wirklichen Arabern.

Die Mauren und Araber wohnen gewöhnlich in Zelten oder Hütten aus Baumzweigen oder Schilf. Mehrere dieser Hütten vereinigt bilden ein Douare. Man stellt diese Zelte gewöhnlich im Kreise, um Nachts in dem innern Raume die Heerden gegen Raubthiere zu sichern. Die Gestalt der Zelte gleicht etwas einem Sarge, oder einem umgekehrten Schiffs-Kiele, gerade so wie Sallust die Wohnungen der Numidier schildert. Gemeiniglich sind die Zelte sehr niedrig, nur die Wohnungen der Anführer etwas geräumiger und höher. Das Hausgeräthe ist sehr einfach. Die bloße Erde ist ihre Schlafstelle; nur die Zärtlichsten breiten etwas Stroh, oder eine Matte, oder sonst einen groben Teppich auf dem Boden aus. Ein Paar irdener Gefäße zur Bereitung des Courcoucon (einer Art grober Weizen-Grütze, welche durch Dampf genießbar gemacht wird und die Stelle des Brodes vertritt), eine hölzerne Schale zum Wasser-Schöpfen, eine Bocks-haut zur Bereitung der Butter, ferner ein Paar tragbarer Mühlsteine machen das ganze Küchen-Geräthe aus. Die meisten Mauren speisen täglich nur einmal.

Bei dem Essen nimmt der Herr des Hauses die

Schüssel mit Courcoucon zu sich, ißt zuerst und allein. Die Mauren hocken sich auf die Fersen, stellen die Schüssel gerade vor sich hin, nehmen etwas von der Speise mit den Fingern, machen aus derselben hohle Kügelchen, welche sie mit vieler Geschicklichkeit in den Mund werfen. Hat der Herr des Hauses gespeiset, dann erhalten die Hausgenossen oder die Kinder, welche niemals mit ihrem Vater oder in seiner Gegenwart essen dürfen, die Schüssel. Was nun Vater und Kinder übrig gelassen haben, erhalten die Weiber. Vor und nach der Mahlzeit reinigen die Meisten den Mund, den Bart und die Hände. Als Anhänger Muhamets ist ihnen nur Wasser zu trinken erlaubt; jedoch sind sie im Geheimen große Liebhaber des Weines. Auf Reisen in unfruchtbaren Gegenden nehmen sie getrocknete Kourcoucon-Kügelchen zu sich, und bleiben bei dieser Kost frisch und gesund.

Bei andern arabischen Stämmen, besonders bei jenen, welche noch nicht unterjocht worden sind, ist die Lebensart noch viel härter und elender. Die Bergbewohner sind gezwungen von jungen Kräutern, Wurzeln und wilden Früchten zu leben. Unter allen mir bekannten arabischen Stämmen sind die Bergbewohner die Grausamsten. Zuweilen steigen sie in die Ebene herab, um die nächsten Horden zu berauben.

Begegnen einander zwei Mauren, so legen sie die rechte Hand auf die Brust, und verneigen sich mit dem Kopfe, um ihren Morgengruß auszudrücken.

Hierauf erkundigen sie sich nach dem Befinden der Verwandten, welche sie der Reihe nach nennen, und befragen sich nach dem Zustande der Heerde. Gute Freunde umarmen und küssen sich wechselseitig das Gesicht und die Schultern, oder auch die Hände. Ein Zeichen der Huld und Gnade von Seiten eines Großen gegen seine Vasallen besteht in dem Darreichen der hohlen Hand, von welcher sie sich nur den obern Theil küssen lassen. Die größte Art von Unterwürfigkeit bezeugen niedere Mauren dadurch, daß sie den Vornehmen Kopf, Schultern, den Turban und die Kleider küssen.

Wenn zwei reisende Mauren auf der Straße zusammenkommen, so befragen sie sich, ohne jedoch stille zu stehen, wenn selbst ihr Weg nach verschiedenen Seiten hingeht. Oft sind sie auch soweit von einander entfernt, daß sie sich nicht mehr verstehen können; nichts desto weniger fahren sie im Gespräche fort. In ihren Zusammenkünften sind ihre Gebehrden besonders lebhaft und bedeutend, ungemein natürlich und annehmlich. Der Ton ihrer Stimme ist sehr stark und durchdringend, ihre Sprache hellklingend, und selbst in der Weite verständlich. Das Rülpsen ist bei den Mauren nichts unanständiges, sie sagen Saha: es bekomme euch wohl. Auch wenn jemand ißt, trinkt oder raucht, sagen sie Saha.

Die Mauren hocken auf den Fersen, halten ihr Gewehr gerade zwischen den Beinen, und legen es

niemals außer ihren Zelten ab. In genannter Stellung bringen sie öfters ganze Tage zu, und schätzen sich glücklich, in dieser müßigen Stellung ganze Tage zubringen zu können.

La Kalle, gerade auf der Gränze zwischen Algier und Tunis, hat auf der Abendseite die Nadis, grausame und blutdürstige arabische Stämme, zu Nachbarn. Sie haben kaum die nothdürftigsten Lebensmittel, sie sind mit den schlechtesten Lumpen behangen, und schmutzig im höchsten Grade. Aus Unvorsichtigkeit, und durch die reizende Landschaft angelockt, besuchte ich ein tiefes Thal, welches mit dichtem Strauchwerk bewachsen war, und von Nadis bewohnt wurde. Während ich mich mit dem Suchen einiger Kräuter beschäftigte, wurde ich von einigen arabischen Weibern bemerkt, welche augenblicklich das Gesträuch, daß mir über den Kopf reichte, anzündeten. Mit genauer Noth entging ich der Wuth der Flammen.

Das Land auf der westlichen Seite von La Kalle heißt Mazoule, ist von beträchtlicher Größe, und ziemlich wohl angebaut. Die verschiedenen Stämme, welche dieses Land bewohnen, stehen unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte; mit allen diesen unterhält La Kalle einen ansehnlichen Kornhandel. Bei diesen Stämmen fing ich meine Wanderungen an.

Nachdem ich die Ebenen von Terraillane und Beaumarchand durchwandert hatte, ging ich bis

zu dem Walde und den Bergen am Ende dieser Ebenen. Der Wald ist ungemein angenehm, und enthält eine Menge reizender Aussichten, welche durch die große Menge frischer Quellen, die eine höchst angenehme Kühlung verbreiten, noch mehr verschönert werden. Das niedrige Buschwerk bestand aus wohlriechenden Sträuchern, welche abwechselnd durch eine Menge der schönsten Blumen noch angenehmer gemacht wurden. Ueberall fand ich den Oleander, den Granatstrauch, mehrere Arten von Rosen, Narcissen, Tulpen, Anemonen, Ranunkeln, Nießwurz, Knabenkraut, Serapias, verschiedene neue Iris-Arten, und ganze Felder mit Lupinen besät.

Auch besuchte ich die merkwürdigen Seen in der Umgegend von La Kalle, welche zusammen genommen etwa 7 französische Meilen im Umfange haben, im Winter ziemlich wasserreich sind, und im Sommer fast völlig vertrocknen. Zu allen Zeiten werden sie von einer großen Menge Wasservögel besucht, welche sehr schmackhaft sind. Zur angenehmen Gegend Kasson führ ein beschwerlicher Weg; überall findet man nichts, als brennenden Flugsand, schroffe Felsen, und dichtes Buschwerk. Dagegen entschädigt die Gegend durch ihre schöne Natur, welche vielleicht nirgends angenehmer gefunden wird. Die ganze Gegend hat Ueberfluß an frischem Wasser; die große Menge ansehnlicher Feigenbäume mit ihren breiten Blättern gewähren ein schattiges Obdach für Men-

schen und Vieh. Ueberall ist die Ebene durch kleine Wälder und Buschwerk verschönert; besonders bemerkte ich Laurus regia und Olea sativa. Der obere Theil der Hügel war durchgehends mit Korkbäumen besetzt. Da diese Gegend längs des Meeres liegt, so konnte man von den Hügeln dasselbe deutlich übersehen.

Zu Souk befinden sich Ali Beys Sklaven, welche sich mit Korn- und Tabakbau beschäftigen müssen. Sie wohnen in Hütten von Laub, welche auf einer Ebene stehen, die ringsum mit der angenehmsten Waldung umgeben ist, und das schönste Quellwasser in Menge hat. An verschiedenen Stellen fand ich natürliche Lauben, welche den Strahlen der Sonne völlig undurchdringlich, mit dem schönsten Rasen bedeckt sind, in welchen das sanfte Rieseln der Quellen den Aufenthalt bezaubernd machte. Auch sah ich hier eine große Menge Bienen-Körbe aus Korkbaum-Rinde verfertigt, welche die Gestalt länglicher Zylinder hatten; an beiden Enden waren sie verschlossen, und nur in der Mitte war eine kleine Oeffnung, durch welche die Bienen ein- und ausflogen. Um die Bienen anzulocken, bestreichen die Araber die innere Seite der Stöcke mit Honig.

Um nach Souk zu kommen, mußte ich einen traurigen und finstern Korkbaum-Wald durchwandern, dessen Bäume zum Theile von den Mauren angebrannt waren. Je weiter ich in diesem Walde fort-

ging, desto mehr bedeckte der feine schwarze Staub, welcher sich von der Rinde losmachte, mein Gesicht und meine Kleider. Meine Einbildungskraft stellte sich den bezauberten Wald Tasso's vor. Nur dieser romantische Gedanke machte mir den traurigen Aufenthalt in diesem Walde vergessen; doch brachten mich die Spuren von Löwen und Panthern bald von meinen Phantasien zurück. An gewissen Stellen, welche vermuthlich ganz frisch durch diese Raubthiere betreten waren, wich mein Pferd zurück und bäumte sich.

Jenseits des Teiches traf ich einen andern ziemlich großen Teich von unausstehlichem Gestanke an. Doch hielt ich mich wegen der vielen Kräuter und der großen Anzahl von Wasservögeln drei Tage hier auf. Der Schlamm, welchen das Wasser bei dem Abtrocknen am Ufer absetzt, war von schwarzer Farbe, übelriechend und außerordentlich fett anzufühlen, und mit einer Menge verweseter vegetabilischer Theile vermischt.

Als ich bei dem Oberhaupte Ali-Bay ankam, fand ich ihn auf den Fersen hockend am Eingange seines Zeltes. Dieses bestand aus etwas Stroh; etwas feinere Kleidung und Schuhe an den Füßen unterschieden ihn von seinen Unterthanen, welche nur mit bloßen Füßen bei ihm erscheinen dürfen. Er nahm mich sehr freundschaftlich auf, und versicherte mich seines Schutzes bei der Fortsetzung meiner Reise. Auch unterhielt ich mich mit ihm in freundschaftlichem Ge-

spräche bis um Mitternacht. Am folgenden Tage versammelten sich viele Mauren um das Zelt, ließen sich den Puls fühlen (denn ich gab mich für einen Arzt aus) und verlangten, daß man ihnen zur Ader lassen sollte. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die Mauren zum Aderlassen ein besonderes Zutrauen hegen. Die Weiber waren ebenso begierig nach unserer Kunst, als die Männer. Jene waren aber schmuzzig und ekelhaft, hatten fast alle die Krätze, rochen unausstehlich, und waren mit elenden Lumpen bedeckt.

Ich staunte nicht wenig, als ich in dem Douare der Ali-Bey eine öffentliche Schule mit einem blinden Schulmeister fand. Das einzige Lehrbuch war der Koran, welchen der blinde Lehrer auswendig wußte. Die Kinder beiderlei Geschlechtes sangen ihre Lektionen; der Ton ihres Gesanges aber war eben nicht reizend für mein Ohr. Die größten von den Kindern lehrten die Jüngeren dasjenige schreiben, was der Lehrer ihnen vorsagte. Statt des Papiers hatten die Kinder kleine, mit einer weißen Farbe überzogene Bretter, und ziemlich unförmlich geschnittenes Schilfrohr. Konnten sie die diktirte Stelle auswendig, so wuschen sie ihr Brettchen ab, und schrieben eine neue aus dem Koran. Nach der Schulstunde umarmte jedes Kind seinen Lehrer, und dankte für den Unterricht.

Zuweilen begegnete ich einigen arabischen Weibern, welche nie zuvor einen Christen gesehen hatten, und mich als ein Ungeheuer flohen. Durch kleine Ge-

schenke brachte ich sie aber dahin, daß sie mich ansahen. Sie bezeugten eine nicht geringe Bewunderung, daß sie mich wie andere Menschen gebildet fanden. Besonders staunten sie meine grünen Handschuhe an, und glaubten anfangs, daß dies die Farbe meiner Hände sey; da ich sie auszog, war ihr Erstaunen außerordentlich. Wenn ich meinen Kourcoucon mit einem Löffel aß, fingen sie an heftig zu lachen; als ich mich aber ihrer Sitte zu essen bequemte, so schätzten sie mich viel höher.

Der Reichthum der Natur ist in diesem Lande unerschöpflich; überall findet das Auge neue bezaubernde Gegenstände. Man sieht den Himbeerstrauch neben dem Lorbeerbaum, die Myrthe mit Dornen durchflochten, den Oel- und Granatbaum mit seinen Früchten zwischen dem dicksten unzugänglichsten Strauchwerke. Ueberall fand ich die wilde, aber im höchsten Grade fruchtbare Natur, die reichsten Weiden und die unabsehbarsten Ebenen, welche nichts weniger, als einförmig waren. Die sanften Hügel waren mit einem Ueberflusse von Sträuchen und Bäumen bedeckt, unter welchen ich den Mastixbaum, verschiedene Arten von Ginster, und die immer grünende Eiche bemerkte. Dagegen findet man auch ungeheure unfruchtbare Sandstrecken, welche, wie die oft undurchdringlichen dicken Wälder, die weitläufigen Seen und Moräste, das äußere Ansehen dieses merkwürdigen Landes bestimmen. Der Lauf der Flüsse ist nicht weniger als

rauschend und schnell. Da der Boden durchaus locker und sandig ist, und sich die Flüsse in viele Arme vertheilen, so sind sie weder tief, noch breit, und an vielen Orten scheint ihr Wasser völlig stille zu stehen.

Die meisten Wälder haben ein ehrwürdiges Ansehen, und versetzen den begeisterten Reisenden leicht in die älteste Vorzeit. Bei dem Durchwandern der stillen Haine reden noch dunkle Spuren von dem Aufenthalte ihrer ehemaligen Bewohner. Der Anblick dieser ehrwürdigen Ruinen in der Wildniß, halb eingefallene Mauern, zerbrochene und umgefallene Säulen, Ueberbleibsel von ehemaligen Heerstraßen, unleserliche Aufschriften, gaben meiner Seele eine düstere, melancholische Stimmung. Doch diese süße Melancholie veränderte ihr ganzes Wesen, je weiter ich in diesen wüsten Gegenden fortwanderte. Der Anblick einer sich selst überlassenen Natur, ungeheure Felsen auf allen Seiten, die Dunkelheit des Waldes, das unangenehme Geschrei der Raubvögel, der wieselnde Laut der unter ihren Krallen sterbenden Geschöpfe, das Heulen der wilden Thiere, sind Gegenstände, welche meine Einbildungskraft beschäftigten.

Als ich mich nach Kallo, einem französischen Komptoir auf der Küste von Algier, etwa 80 franz. Meilen von La Kalle, begeben wollte, nöthigten mich widrige Winde in Bonne einzulaufen. Doch mußte ich wegen der grausamen Behandlung der Bewohner dieses Theiles der Küste mein Vorhaben auf-

geben; dagegen ward ich entschädigt durch die schätzbare Mittheilung des Agenten Hugues zu Kallo.

Nach seinem Berichte ist das Ländchen Kallo ein kleines Thal mit etwa 150 einstöckigen Häusern aus Thon und Erde. Diese 150 Häuser machen vier Dorfschaften aus; jedes Dorf ist etwa 400 Schritte von dem andern entfernt, und seit mehr als 200 Jahren von den Mauren bewohnt. Die meisten Bewohner stammen von Bergmauren ab. Das erste am weitesten vom Meere entfernte Dorf heißt Berkaide (Land des Kaide); das zweite wird Azoulin genannt, nach dem Stamme, von welchem es bewohnt wird, das dritte Dorf Berdtouille, das vierte Jasde liegt am Fuße des Berges gleichen Namens. Es ist zunächst am Meere, hat ein kleines Schloß, mit einer türkischen Besatzung, und dem Komptoir der kaiserlich afrikanischen Kompagnie.

Kallo wird von der Nordseite durch eine ansehnliche Rhede gedeckt, welche gegen Nord und Nord-Ost völlig offen ist. Gegen Mittag wird es von einer Reihe öder Berge begränzt, und gegen Abend sind die beiden Nationen, Onledsensel und Macralesu, die nächsten Nachbarn. Gegen Mitternacht hat es zur Gränze den kleinen Meerbusen Baaoense (Weiber-Meer).

Die Luft zu Kallo ist gesund, der Boden des ganzen Thales trocken, und wegen Mangel an Kultur unfruchtbar. Die umher liegenden Berge bringen

nur sehr weniges Strauchwerk hervor; auch ist die Anzahl der Pflanzen von geringer Bedeutung. Da der schlecht bebaute Boden wenig Nahrungs-Stoffe liefert, so suchen die Einwohner diesen Mangel durch Lederhandel zu ersetzen. Auch bereiten sie eine Art grober Leinwand, zu deren Verfertigung sie den Flachs aus Algier holen.

Einige alte Brunnen, ein altes Schloß und verschiedenes Mauerwerk beweisen, daß dieses Land lange vor Ankunft der Mauren bewohnt war. Einige Inschriften auf großen weißen Steinen, welche deutlich manche Wörter, z. B. Neptuno, Jovi, eingehauen haben, möchen darthun, daß die Römer hier ansehnliche Besitzungen hatten.

Die Regierung zu Kallo ist ungefähr ebenso, wie jene der übrigen kleinen Plätze, welche von dem Dey zu Algier abhängen. Ein Aga ist über die Soldaten gesetzt; er und vier Offiziere bilden den Divan; die Soldaten werden alle Jahre durch andere, welche von Algier kommen, abgelöst; die bürgerliche Regierung von zwei Kaiden und sieben maurischen Häuptlingen, welche in den vier Dörfern vertheilt sind, verwaltet. Sie sind die größten Schurken im ganzen Lande, welche weder hinlängliche Macht noch guten Willen haben, Recht und Gerechtigkeit auszuüben, oder die herrschenden Laster zu verhindern. Selbst die hier wohnenden Türken werden nicht verschont.

Obgleich die umliegende Gegend von Kallo sehr

bergigt ist, so ist sie doch auch dagegen ungemein angenehm; zwischen den Bergen finden sich sogar fruchtbare Stellen. Gegen Mittag von Kallo stößt man auf zwei Flüsse, welche durch eine Ebene von etwa drei französischen Meilen laufen, und sich in den Meerbusen von Kallo, welcher die die dasige Rhede bildet, ergießen. Der stärkeste dieser Flüsse ist, bis drei Meilen von seinem Ausflusse, für mittelmäßige Fahrzeuge schiffbar. Genannte Ebene ist ungemein fruchtbar, und ihre Bewohner sind gleichfalls viel gesitteter und menschlicher, als die der übrigen Gegenden. Die gegen Westen wohnenden sind fast als völlige Wilde zu betrachten. Ihr Land ist durchgehends fruchtbar, und bringt, außer etwas Gerste, schwarzem Hirse, Oel, Harz und Theer wenig hervor. Die geringen Erndten dieses Landes zerstören meistens kleine kurzschwänzige Affen. Sehr schönes Bauholz, welches hier in Menge wächst, könnte ein sehr beträchtlicher Handels-Zweig werden, wenn das wilde und grausame Benehmen der Einwohner es zuließe.

Die verschiedenen arabischen Stämme, welche zehn und mehrere franz. Meilen um Kallo wohnen, sind völlig unabhängig, und konnten bis jetzt noch nicht von dem Bey zu Konstantine unterjocht werden. Alle diese Stämme führen beständig mit einander Krieg. Diese Mauren sind von Farbe dunkelbraun, schmutzig, grausam, unwissend, und immer bewaffnet. Sie

gehen mit bloßem Kopfe, und wissen kaum, daß sie Muhametaner sind.

Die meisten Bewohner von Kallo sind blond, groß und von ziemlich starkem Bau. Außer ihren Häusern gehen sie beständig bewaffnet; sie sterben größtentheils an erhaltenen Wunden, weil sie fast beständig Krieg führen. Alle, ohne Ausnahme, sind Diebe, faul, gefräßig, grausam und unmenschlich gegen Fremde, und allen nur ersinnlichen Lastern ergeben.

Je mehr ich das Land durchstreifte, desto mehr entdeckte ich Alterthümer; obgleich sie nur Bruchstücke eines gewesenen Ganzen sind, so zeugen sie doch von dessen Größe und Stärke. Auf den Trümmern des alten, durch den großen Augustin berühmten Hippon erhebt sich jetzt die Stadt Bonne. Von ersterem sind nur wenige Ueberreste vorhanden. Ein Paar Schwibbogen, deren Höhe und Größe ein sehr großes Gebäude anzeigen, gehörten wahrscheinlich zu einer Kirche. Nicht weit von diesen wird ein, ungleich besser erhaltenes, Gebäude für das Kloster des h. Augustin ausgegeben. Bei näherer Untersuchung aber ergiebt sich, daß das vermeintliche Kloster nur eine ziemlich gut erhaltene Wasserleitung ist. Aehnliche, aber weit geringere Ruinen fand ich in einiger Entfernung. Mir scheint es, daß Hippon sich bis an das Ufer des Flusses Seibouse erstreckte, welcher seinen Ausfluß im Angesichte der Stadt Bonne hat. Bei einem Spaziergange längs des Ufers dieses Flusses

entdeckte ich in den Trümmern einer Kay, kleine 1 1/2 Zoll lange und einen Zoll breite Backsteine, welche nach Art der Mosaik eingesetzt waren. Diese Steine waren durch einen harten Kitt verbunden, wie man ihn bei römischen Arbeiten findet.

Jetzt ist der Boden, auf welchem ehemals Hippon stand, voll Gärten, welche durch Hecken von Opuntien eingefaßt sind. Der Feigen-, Oel-, Pomeranzen-, Citronen-, Johannis-Brod-Baum, Azerole und der Weinstock werden mit bestem Erfolge gezogen.

Die Stadt Bonne liegt dicht am Meere am Ausflusse der Seibouse, ist mit einer guten Mauer umgeben, und gegen die Seeseite durch ein von Karl V. erbautes Schloß geschützt. Die Strassen von Bonne sind durchgehends enge und unreinlich, übel gepflastert und beständig voll Koth und Unflat. Die Einwohner der Stadt sind von den Bergbewohnern wenig verschieden. Ihre Kleidung und Sitten sind die nämlichen; nur in ihrer Lebensart unterscheiden sie sich etwas. Ein Kaide, welcher von dem Bey von Konstantine ernannt wird, regiert die Stadt.

Während meines Aufenthaltes zu Bonne feierten die Mauren ihr Neujahr. Die Ausschweifungen der Mauren in dieser Zeit gleichen zum Theile unsern Karnevals-Lustbarkeiten. Eine der gebräuchlichsten Possen ist, daß eine Löwenhaut auf den Schultern von vier Mauren ausgebreitet wird, welche unter derselben vermittels eines bis auf die Füße reichenden

Teppiches versteckt sind. Dieser Löwe trägt eine lange Kette am Halse, und wird von einem Mauren geführt: andere Mauren spielen auf einer kleinen Trommel und Flöte, und nach dieser Musik muß der Löwe und einige Tänzer verschiedene Sprünge und Tänze machen; andere bedienen sich einer Kamelhaut statt der Haut eines Löwen. Eine Menge Volkes und Kinder mit kleinen hölzernen Löwen- und Kamel-Gestalten begleiten den Zug. Für die Erlaubniß, in die Häuser gehen, und in denselben Tänze aufführen zu dürfen, müssen die Tänzer eine bestimmte Summe Geldes dem Kaide zahlen.

Ich fand zu Bonne verschiedene Juden-Familien, welche sehr gedrückt und verachtet werden. Nichts desto weniger traf ich in ihrer elend gebauten Synagoge Mauren betend. Letztere besuchten aus Andacht, oder aus Vertrauen, von gewissen Krankheiten geheilt zu werden, oder der Fruchtbarkeit wegen, diesen Tempel. In meiner halb europäischen, halb türkischen Kleidung wurde ich von den hiesigen Juden für einen verkleideten Rabbiner gehalten; mein Dollmetscher bestärkte sie in ihrer Meinung. Sie glaubten, ich sey gekommen, um zu untersuchen, ob nichts in ihrer Synagoge fehle. Ich fand bei näherer Untersuchung die Synagoge und die dasige Judenschaft von geringer Erheblichkeit. Von der Synagoge begab ich mich in die Bäder, deren Stuben ohne die geringste Verzierung waren.

Die Gegend um Bonne ist ungemein angenehm, und sehr gut angebaut. Man sieht viele Obst-Gärten, in welchen vorzüglich der Brustbeerbaum in großer Menge gezogen wird. Der arabische Name dieser Stadt ist: Baledelunied, und bedeutet einen Platz, an welchem dieser Fruchtbaum häufig anzutreffen ist. Die ganze Ebene von Bonne bringt sehr viel Korn, und wegen der vielen Heerden viel Wolle in den Handel. Diese Ebene hat ungefähr zwölf Meilen in der Länge, und wird von Seibouse auf einer Seite, wie auf der andern durchströmt. Ich fand in dieser Ebene die angenehmsten Gärten von Zitronen- und Pomeranzen-Bäumen, deren Früchte in großer Menge an dem Baume selbst vertrockneten. Auch war der baumartige Ricinus und Daucus Visnaga sehr häufig.

In Gesellschaft des Herrn von Desfontaines, welcher auf Kosten der Pariser Akademie in der Berbarei schon zwei Jahre herum gereist war, um Entdeckungen in der Naturgeschichte, besonders in der Botanik zu machen, setzte Poiret seine Reise fort. Auf dem Rückwege nach La Kalle entdekte er die schöne Ipomea sagittata und eine Menge neuer, nicht bekannter Pflanzen. Der Aufenthalt zu La Kalle ist für einen Naturforscher sehr wichtig. Die Korallen-Fischerei, welche zugleich eine Menge von See-Produkten verschafft, die abwechselnden, theils wilden, theils angebauten Ländereien, die Teiche, Wiesen, Gebüsche, Berge, Sandwüsten, nähren eine große Menge

der Pflanzen, Insekten und Vögel, welche unvollkommen oder gar nicht bekannt sind.

Nach einer mühsamen und gefährlichen Reise langten wir durchnäßt zu Bonne an. Man hatte uns sehr vieles von siedend heißen Quellen erzählt, welche auf der Hälfte des Weges nach Konstantine sich befinden, und im Lande unter dem Namen bezauberte Bäder (Hamman mes Kouteen) bekannt sind. In Begleitung von vier türkischen Reitern traten wir unsere Reise an. Nachdem wir durch die ansehnliche Ebene von Bonne geritten waren, kamen wir an die ersten Berge, in deren Ritzen wir verschiedene perpendiculäre Adern von Schwerspat antrafen. Unsere erste Tagreise beschlossen wir sechs Meilen von hier zwischen Bergen; in der Nähe eines ansehnlichen Douare schlugen wir unser Zelt auf. Anfangs hatten wir Beleidigungen von den Mauren, welche selten von Christen besucht werden, zu erdulden. Die ganze Nacht stürmten Gewitter, zu welchen sich noch das ununterbrochene Brüllen von Löwen, welche vorzüglich in diesen Gebirgen sich aufhalten, gesellte.

Am folgenden Tage, nachdem wir über eine Reihe von Bergen gekommen waren, welche sich dem Atlas anschließen, und den ganzen Weg über die steilsten Felsen, tiefe Abgründe, dunkle und unwirthbare Wälder durchwandert hatten, kamen wir allmählig an einen sanften Abhang, welcher in das weite Thal führte, in dem die bezauberten Bäder sich befinden. Ein

dicker, schwarzer Rauch kündigte die Quelle schon von ferne an; ihr stinkender Geruch, welcher sich über die ganze Gegend verbreitet, ist im höchsten Grade unangenehm. Der Boden der ganzen Gegend schien wie verbrannt; das Wasser, welches aus der Erde kam, war wirklich beinahe siedend heiß, und mit harzigen und schweflichten Theilen geschwängert. An einigen Theilen waren kleine Erhabenheiten, in welchen das Wasser wirklich zu kochen schien, und sprudelnd aus verschiedenen runden, etwa zwei Fuß weiten Oeffnungen floß, sich dann allmählig ausbreitete, und einen kleinen Bach bildete, welcher am Fusse des Thales seinen Ausfluß nahm. Nicht ohne Mühe drangen wir bis zu dem Krater, an dessen Mündung wir verschiedene merkwürdige Erzeugnisse fanden, z. B. kalkartigen Sinter von sternförmiger oder auch nadelförmiger Gestalt; einige waren auch wie Erdschwämme gebildet. Er näherte sich etwas dem Zeolith, und machte in Salpetersäure gelegt, eine wahre Gallerte. An den Orten, in welchen das Wasser am heißesten schien, und Luftblasen zeigte, stieg das Reaum. Thermometer auf 76°. Nicht weit von den Quellen findet man verschiedene konische oder pyramidenförmige Erhabenheiten, welche aus verbrannten, kalkartigen Steinen zu bestehen schienen.

In den Stellen, welche einen erträglichen Grad von Wärme haben, baden sich die Mauren; sie schreiben dem Wasser eine heilende Kraft in Rheumatis-

men, Podagra und mehreren Hautkrankheiten zu. Der Platz, welchen diese verschiedenen heißen Quellen einnehmen, beträgt ungefähr 1200 Fuß im Quadrat. Bald wären wir ein Opfer der in der Nähe sich aufhaltenden Araber geworden. Auf der Rückreise nach Bonne nöthigte uns ein starkes Ungewitter bei einer Horde Araber Schutz zu suchen. Anfangs weigerten sie sich, uns nur Etwas zu gewähren. Als aber unsere türkischen Reiter ihre Prügel-Kuren an ihnen versuchten, erhielten wir alles Nöthige. Jedoch gewährte uns ein zerlöchertes Zelt bei heftigem Regen und Winde keinen besondern Schutz; wir mußten unsere Schlafstelle auf der bloßen, nassen Erde, mit feuchten Kleidern auf dem Leibe, nehmen. Unsere Schlafgesellen waren Männer, Weiber, Kühe, Ziegen und Schafe; letztere waren uns beinahe zu vertraulich; denn sie suchten ihre nasse Felle an unsern Rücken abzutrocknen.

Von Bonne begab ich mich nach Constantine. Zwischen steilen Felsen fanden wir noch die alte römische Heeresstraße, welche von Hippon nach Cirthe führte; stellenweise war sie vollkommen gut erhalten. Zwei Meilen jenseits der bezauberten Bäder erblickt man auf der Anhöhe Annonay sehr merkwürdige Ruinen. In der Mitte derselben steht ein kleines, viereckiges, wohlerhaltenes Gebäude. Das oberhalb der Thüre befindliche Kreuz ist ein Beweis, daß es ehemals den Christen zur Kapelle gedient hat.

Sieben Meilen seitwärts von hier, liegt der Ort Allegah an dem Fluße gleiches Namens, in einen Steinhaufen verwandelt. Ferner kommt man in einiger Entfernung an den Fluß Serf, in dessen Nachbarschaft ein ungeheuerer Steinhaufen unter dem Namen Seniore, einiges alte Gemäuer, und ein großer runder Thurm das merkwürdigste sind.

Die zahlreichen Heerden, welche von jenen entfernten Hügeln herab, bis in die Ebene sich verbreiten, nicht weniger die reichen Kornfelder, und die seitwärts gelegenen fetten Weiden, verrathen sehr deutlich die Nachbarschaft einer großen und volkreichen Stadt; diese Gegend verdient vollkommen den Namen der ehemaligen Kornkammer Roms. Linker Hand ist ein Douare aus 200 Zelten bestehend, dessen Bewohner den Ackerbau und die Viehzucht für Rechnung des Bey von Konstantine betreiben.

Bei dem Anblicke jener Ruinen und umgefallenen Mauern, deren Reste und Wasserleitungen, welche sich nach Süd-West in die Ebene erstrecken, scheint es ganz wahrscheinlich, daß das alte Cirthe einen viel größern Umfang als das jetzige Konstantine gehabt habe. Die Südseite ist die einzige, von welcher man der Stadt beikommen kann; auf der andern Seite verhindert der Berg, an dessen Fusse die Stadt gebaut ist, der im höchsten Grade steil und unzugänglich, und eine Höhe von 200 Toisen hat, allen Zutritt. Bei der Stadt fließt der Sufegmar oder Ruramel

(der Ampsagée der Alten) hart vorbei. Etwas weiter gegen Ost sahen wir eben diesen Fluß aus seinem unterirdischen Kanale kommen, über welchem der größte Theil der Stadt sich befindet. Mittels einer in den Felsen gehauenen Treppe kann man bis zum Fluß herabsteigen, und das natürliche Gewölbe, welches man unten antrifft, überrascht die Neugierigen auf eine angenehme Art. Hier waschen gewöhnlich viele Weiber, weil sie ungesehen bleiben; jedoch werden sie häufig durch kleine Schildkröten erschreckt, die sie für böse Geister halten.

Konstantine, schon durch seine Lage vertheidigt, wird noch durch eine feste Mauer und eine starke türkische Besatzung beschützt. Die Stadtthore sind von einem feinen röthlichen, dem Marmor gleichen, Steine erbaut, und die noch erhaltenen Verzierungen zeugen von ehemaliger römischer Größe. Aber der merkwürdigste Gegenstand für einen Alterthumsforscher ist eine sehr gut erhaltene Brücke, deren Bogen, Geländer und Säulen mit Blumenkränzen, Ochsenköpfen und Schlangenstäben geziert sind. Zwischen zwei Bögen bemerkte ich ein Bas-Relief, eine weibliche Figur darstellend, deren Füsse auf zwei Elephanten ruhen, welche ihren Rüssel in einander verschlungen haben. Ihr Haar ist in Locken gelegt; über ihrem Haupte sieht man eine Muschel. Mit der Rechten hält sie ihr Gewand, ihren Blick richtet sie gegen die Stadt. Nicht weit von dieser Brücke steht ein gut erhaltener

Triumphbogen, welchen die Mauren Cassir Goulah, Schloß der Riesen, nennen; er besteht aus drei Bogen, deren Einfassung und Friese mit Blumen, Waffen und mehreren Zierrathen versehen sind. Die Säulen und Pilaster, welche den Fronton tragen, sind von korinthischer Ordnung.

Das Innere von Konstantine hat wenig Merkwürdiges; der Palast des Bey unterscheidet sich wenig von einem Privatgebäude. Die Gegend um Konstantine ist ausnehmend fruchtbar; das Land wird gut bebaut, mit Ausnahme der südlichen Hügel, welche wegen der Einfälle der Berg-Araber Niemand bewohnen kann. Die gegen Nord gelegenen Ländereien, welche man von dem höchsten Theile der Stadt entdeckt, bieten dem Auge die reichhaltigste Landschaft dar; gegen Ost wird die Aussicht durch eine Reihe von Felsen, welche mit der Stadt in ungleicher Höhe liegen, beschränkt.

Die übrigen Städte Numidiens sind von sehr geringer Bedeutung; überall entdeckt man mehr Ruinen, als wirklich bewohnte Orte. Auf der westlichen Seite von Konstantine, gegen der Wüste Sara, liegt Gala, eine wohlgebaute und feste Stadt. Ein arabischer Fürst herrscht hier unumschränkt, und ist von der türkischen Herrschaft unabhängig. Die Bewohner derselben sind friedfertig; ihr größter Reichthum besteht in Ackerbau und Viehzucht.

Bugie, dicht am Meere, etwa dreißig Meilen

von Algier, eine ziemlich ansehnliche Stadt, ist auf den Ruinen einer ältern, und dem Ansehen nach viel größern Stadt erbaut. Drei verschiedene feste Schlösser dienen zur Vertheidigung der Stadt. Nicht weit von Bugie bearbeitet man einige sehr beträchtliche Eisen-Bergwerke, aus welchen die Einwohner Pflugscharen und ähnliche Ackergeräthe verfertigen. Der Nasava fließt an der Ostseite der Stadt, und ergießt sich bald in das Meer; er nimmt seinen Ursprung bei Jibbel-Deera, und wird durch die Menge kleiner Bäche, welche er während seines Laufes längs des Berges Jurjura aufnimmt, ein ansehnlicher Fluß.

Zwischen Kalo und Bonne liegt der Ort Stora mit einem guten Ankerplatze. Man hält Stora für das alte Rusicada; man findet hier nicht unwichtige Alterthümer, welche aber zu besuchen dem Fremden wegen der Grausamkeit der Einwohner gefährlich ist.

Mit Herrn Peyron schiffte ich nach der Insel Tabarque, auf welcher er Agent ist. Die verschiedenen Gegenstände, welche die Küste darbietet, sind außerordentlich angenehm, und die Abwechslung, welche man besonders in den Felsen-Gruppen bemerkt, machen die Aussicht im höchsten Grade mannigfaltig. Niemand jedoch darf längs dieser Küste wagen zu landen, denn der Tod von Seite der Mauren ist ihm gewiß. Bei großen Stürmen versammeln sich die Ein-

wohner am Strande, nicht aber den Sturm leidenden Seefahrern zu helfen, sondern um aus der Noth derselben Nutzen zu ziehen.

Unter die merkwürdigsten Gegenstände längs der Küste rechne ich einen, etwa einen Flintenschuß vom Ufer, in einer Ebene gelegenen Felsenklumpen, welcher eine Art runden Berges bildet, und deßwegen monto rondo genannt wird. In dieser Gegend lag das alte Tagaste, das Vaterland des h. Augustin. Nur wenige Ueberbleibsel sieht man auf dem Abhange eines kleinen Berges; übrigens ist dieser ganze Ort mit Oelbäumen bewachsen, aber wegen der Nachbarschaft der Nadis gefährlich. Von Tagaste kamen wir bei dem Cap de l'eau vorbei, sahen das Cap roux, und umsegelten das Cap de gallines (das Hühner-Kap.)

Die Insel Tabarque liegt 5 — 6000 Schritte vom festen Lande, und hat im Umfange eine halbe Meile. Eigentlich ist Tabarque ein hoher Felsen, welcher nach der Seeseite schnurgerade abgeschnitten ist, hingegen nach dem Festlande einen sanften Abhang bildet. An diesem waren ehemals Wohnhäuser. Der reitzende Anblick der gegenüber liegenden Küste, deren fruchtbare Hügel abwechselnd durch angenehme Wiesen und kleine Bäche unterbrochen werden, die Güte des Himmelsstriches machten den hiesigen Aufenthalt zu einem der reitzendsten auf Erde. Karl V. eroberte Tabarque, und befestigte die Insel. Im Jahre 1743

ergaben sich die Bewohner derselben freiwillig dem Bey von Tunis.

Gegenwärtig sieht man auf der Insel Tabarque, außer der Zitadelle und den großen Bruchstücken von ehemaligen Festungswerken und Wasserleitungen nur sehr wenige Wohnhäuser. Wegen der Korallen-Fischerei hat die afrikanische Kompagnie hier einen Agenten; kein Christ darf sich der türkischen Zitadelle auf Tabarque nähern. Während meines Aufenthaltes auf der Insel ließ der Aga der Zitadelle der türkischen Wache 500 Stockprügel geben, weil einige Christen bis in das Innere der Zitadelle vorgedrungen waren.

Der Felsen von Tabarque ist nach seiner Natur ein grobkörniger, gelblicher Sandstein, welcher hin und wieder in den Spalten Spuren von Eisen und röthlichem Ocker zeigt. Er besteht aus unförmlichen, ohne Ordnung auf einander liegenden Massen. Die Spalten sind ebenfalls sehr unregelmäßig, sowohl in dem Sandsteine, als auch in einigen Thonlagern, und stellen nicht selten kubische Ablösungen vor, welche einige Aehnlichkeit mit großen, unordentlich gelegten Bruchsteinen haben, welche an manchen Stellen durch eine eisenhaltige Kitt verbunden zu seyn scheinen. Eine ähnliche Bildung der Felsen bemerkte ich in der Gegend um La Kalle, und längs der ganzen Küste; sie sehen in der Entfernung einem alten Gemäuer gleich. Die Felsen von Tabarque sitzen auf einem

großblätterichen Thonstein auf, welcher etwas kalkartig ist, hin und wieder vielen Sand enthält, und an manchen Stellen auf der Oberfläche schuppig ist. Die ganze Insel ist mit einer dicken Lage guter Garten-Erde versehen.

Den Tag nach meiner Ankunft zu Tabarque machte ich einen Spaziergang auf das feste Land, um die Ueberbleibsel der sehr alten Stadt Tabrarca zu sehen. Ich fand nichts als einige alte, größtentheils eingefallene Mauern, mehrere zertrümmerte Säulen und ähnliche Ruinen, wie zu Karthago, Hippon und andern Städten der Berbarei. In der Mitte dieser Ruinen steht genannte türkische Festung. Der ziemlich beträchtliche Fluß Zaine floß ehemals hart an der Stadtmauer von Tabrarca vorbei.

Als ich einige Tage nachher die reitzende umliegende Gegend, und besonders die hinter den Hügeln von Tabrarca gelegenen Ländereien näher untersuchte, und zwischen den mit Dornen dicht bewachsenen Felsen umher kletterte, gerieth ich von ungefähr in ein Thal. Eine frische Quelle, welche zwischen den Felsen sich hervordrängte, und mit Oleander-Sträuchen dicht bewachsen war, bildete mit ihrem Gesträuche eine sehr angenehme Laube gegen die Hitze der Sonne. Obgleich es um die Mitte des Januar war, so sahen wir doch den Boden mit jungem Rasen bedeckt, und eine Menge Blumen einer ungemein schönen Art von Cacalia verbreiteten einen sehr angeneh-

men Duft. Dieses Thal bildete verschiedene Krümmungen, und führte mich zuletzt auf eine unabsehbare Ebene, welche auf allen Seiten mit Hügeln umgeben, dem Auge eine, über alle Beschreibung erhabene, herrliche Aussicht darbot. An diesem bezauberten Orte traf ich zu meiner nicht geringen Verwunderung keine lebende Seele an.

Einiges Gemäuer und eine Menge bearbeiteter Steine bewiesen jedoch, daß hier ehemals eine gesittete Nation gewohnt habe. Was mich aber am meisten in Verwunderung setzte, waren in einen Felsen gehauene Kammern von etwa 4 Fuß Höhe und Tiefe und gleicher Breite, an welchen man die Arbeit des Meisels sehr deutlich erkennen konnte. Die vordere Oeffnung, welche etwa 2 Fuß im Quadrat betrug, glich einem Fenster mit einem Vorsprunge. Der hintere Theil einer jeden dieser kleinen Kammern endigte sich in eine 2 Zoll dicke Nische, deren Höhe ungefähr einen Fuß, und deren Breite 6 Zoll haben mochte. Alle diese Kammern, (ich sah fünf oder sechs), waren durchgehends in dem höchsten Theile des Felsens; einige sogar an schwer beizukommenden Stellen gelegen. Der innere Theil dieser Kammern ist dunkel, fast schwarz. Der Fels, in welchen diese Kammern gehauen waren, schien mir ein grober, aber sehr fester Sandstein gewesen zu seyn. Zu welchem Zwecke diese Kammern errichtet worden seyn mochten, konnte ich nicht entziffern.

Unter dem Schutze Ali-Bey's stellte ich einige botanische Ausflüge an. Mein erster Ritt war zu den Zulmis. Nicht weit von Ali-Bey's Gärten stieß ich auf einen ziemlich großen See, und schoß auf demselben einige Kourlis, wilde Enten und Reis-Hühner. Auch fand ich einige schöne Arten von Cyperus, von Ranunkeln, Anemonen und Zwiebel-Gewächsen; ferner erblickte ich schöne Lauben von Clematis Cirrhosa, welche an den feuchten Plätzen, auf welchen sie wuchsen, schöne Guirlanden bildeten. Spergula arvensis, Anthirrnum reflexum überall ꝛc. Dieses ganze Land gewährte eine ununterbrochene Abwechselung; die Ebenen sind wohlbebaut, und die etwas sandigen Hügel mit Strauchwerk reichlich bedeckt.

Bei den Merdaß, einem zahlreichen und unter dem Bay von Konstantine stehenden arabischen Stamme entdeckte ich in den Bergen, welche die Ebene von Mazoule einschließen, einige lauwarme Quellen, deren Wasser weder herbe, noch säuerlich schmeckte; auch wurde die Farbe desselben durch ein Galläpfel-Dekokt nicht verändert. Bei meiner Zurückkunft gerieth ich mit meinem Pferde in einen ziemlich tiefen Morast; glücklicher Weise zeigten mir Araber eine seichte Stelle im Flusse Ma Fragg; er fällt 4 Meilen hinter Bonne in die See, und heißt dort von einem arabischen Stamme, welcher längs dessen Ufer wohnt, Seibaß. Ich halte ihn für den Rubricatus der Alten; er entspringt in

den südlichen Bergen der Merdaß. Der Seibaß ist bei seiner Mündung in das Meer breiter, als die Seine.

Bei meiner Zurückkunft zu Ali-Bey schickte ich mich zur Reise nach dem Cap Rose an. Der ganze Weg ging durch sandige Thäler, in welchen nur einzelne Korkbäume sich befanden. Einige, seitwärts liegende, hohe Felsen schienen der Aufenthalt wilder Thiere zu seyn. Auf dem ganzen Wege litten wir Mangel an frischem Wasser; obgleich wir uns erst im Monate Februar befanden; so war die Hitze doch schon unausstehlich. Nichts gleicht dem Vergnügen, ein schönes, klares Wasser, nach einer beschwerlichen Reise, als wir gemacht hatten, langsam einzuschlürfen. Das Cap Rose bietet nichts Merkwürdiges für einen Naturforscher dar. Ausser einem grobkörnigen Fels, welcher eine Art von Filtrirstein zu seyn schien, auf welchem sich einiges alte Gemäuer erhalten hatte, und einer Menge Bruchstücke von Schalthieren längs der Küste, welche hier eine unbedeutende Bucht bildet, fand ich nichts, was die Beschwerden einer so mühvollen Tagereise lohnen konnte.

Vom Cap Rose begab ich mich nach La Kalle zurück, wurde aber, da ich kaum eine Stunde auf dem Wege war, von einem starken, mit Hagel und Donner vermischten Regen überfallen, und bis zum Gehölze von Freje begleitet. Ich war fast eine Meile in demselben, als dieses Wetter sich in einen

völligen Orkan verwandelte, und Bäume theils zerbrach, theils umwarf, und mich in nicht geringen Schrekken versetzte. Mit großer Mühe erreichte ich das Ende dieses Waldes. Fast alle Bäume längs dieser Küste neigen sich nach Süd-Ost, obgleich der gewöhnlichste Wind, welchen man hier bemerkt, aus Nord-West kommt. Dieser Bemerkung zu Folge, fragt es sich, ob man in großen Ländern aus der Richtung der Bäume nicht auch den Lauf der gewöhnlichen Winde beurtheilen könne?

Der Wald von Freje hat beinahe 2 Meilen in der Länge, liegt eigentlich in einem ziemlich breiten, aber sandigen Thale, und die gemeinste Baumart ist der Korkbaum. Trotz der unangenehmen Witterung fand ich mehrere Zwiebel-Gewächse in der Blüthe, auch einige schöne Orchides.

Die schreckliche Niederlage, welche die Pest in Konstantine angerichtet hat, übersteigt alle Begriffe. Die Stadt Tunis ist um ein gutes Drittheil vermindert, die Insel Tabarque zweimal bevölkert, und eben so oft ihrer Einwohner beraubt worden. Einige Orte sind völlig öde und verlassen; an vielen Stellen sieht man die Erndte vertrocknen, weil Niemand dieselbe einsammeln kann. Eine ungeheure Menge von Vieh verschiedener Art irret auf den Feldern und ohne Besitzer umher. In mehreren Douaren fand ich außer den verweseten Leichnamen keine Einwohner. Der sonst zahlreiche Stamm der Ouled-Amours

war bis auf 15 Mann aufgerieben, welche der Seuche entgangen waren.

Es wird nicht undienlich seyn, schreibt Poiret, einen Blick auf die beiden Staaten von Algier und Tunis zu werfen, deren Regierungsart von den meisten Geographen und Geschichts-Schreibern verwechselt wird, so verschieden sie auch übrigens sind. Tunis ist ein monarchischer Staat, in welchem die Thronfolge vom Vater auf den Sohn übergeht. Der Bey von Tunis, obgleich ganz unabhängig vom Dey zu Algier, schickt doch jährlich einen Tribut nach Algier, dessen Macht er fürchtet. Algier ist als eine Republik zu betrachten, deren Oberhaupt gewählt wird; bei der Wahl geht es sehr stürmisch zu. Der Dey wird gewöhnlich aus der Mitte der vornehmsten Offiziere gewählt; oft bilden sich Partheien, welche den Erwählten morden, und einen von ihren Anhängern an die Spitze der Regierung stellen. Zu Algier kann der geringste türkische Soldat zur Regierung gelangen; zum Beweise dienet der jetzige Dey, welcher ehemals gemeiner Soldat und Schuster zu Kallo war.

Algier ist vermöge seiner Lage fast unüberwindlich; da es am Abhange eines Berges gebaut ist, so kann man von der Landseite durch einige sehr tiefe Hohlwege gehen, welche von wenigen Soldaten vertheidigt werden können. Von der Seeseite ist der Hafen durch drei starke Batterien vertheidigt. Die Be-

wohner von Algier fürchten sich wenig vor einem Bombardement: denn die meisten können eben so gut in Zelten, als zwischen vier Mauern wohnen; sind sie aber nicht im Stande, aus eigenen Mitteln ihre zerstörten Häuser zu bauen, so läßt der Dey dieselben auf seine Kosten wieder herstellen. Aus diesem Gesichtspunkte muß man die Antwort des Dey betrachten, welche er dem Englischen Gesandten gab. Als dieser nämlich wegen Beleidigung eines englischen Schiffes mit der Beschießung von Algier drohte, erkundigte sich der Dey nach den Kosten der Unternehmung. Da der Gesandte eine gewisse Summe angab, erwiederte der Dey: Gut! wenn dein Herr mir nur die Hälfte giebt, so verspreche ich ihm Algier völlig schleifen zu lassen; weiter erhielt der Gesandte keine Antwort.

Die Regierung zu Algier handhaben eine kleine Anzahl von Türken, welche vom Hofe zu Konstantinopel eigentlich unabhängig sind. Sie ernennen die verschiedenen Bey's in den festen Plätzen des Landes, z. B. zu Konstantine, Mascara und Tremecen; sie sind aber verpflichtet, wenigstens alle 2 Jahre dem Dey von Algier sehr ansehnliche Tribute in eigener Person zu bringen; mißfallen sie dem Dey, so wird ihnen gewöhnlich bei dieser Gelegenheit ohne weitere Untersuchung der Kopf abgeschlagen. Alle Bey's haben eine ziemliche starke Anzahl türkischer Soldaten zu ihrem Befehle. Als

Scheiks nimmt man gewöhnliche Renegaten, oder Sklaven des Bey, oder auch Mauren. Wenn nun diese Scheiks ihren Vorgesetzten die bestimmten Abgaben entrichten, so können sie das Volk behandeln, wie es ihnen beliebt; sie können es berauben, die Heerden wegnehmen, die Wohnungen vernichten, und deren Bewohner ungestraft tödten.

Bei den nomadischen Völkern der Berbarei gibt es keine Criminalgesetze, durch welche Vergehen oder Ungerechtigkeit bestraft werden. Die Rache ist jedem Beleidigten erlaubt; in den Städten wendet man sich an den Kadi, welcher jederzeit gleich bestraft; die Strafe hängt jedoch von der Willkühr des Klägers ab, und meistens ist für einen Reichen die Geldstrafe gewöhnlich.

Poirets verschiedene Bemerkungen über die Weiber der Mauren, über die Hochzeit- und Begräbniß-Feierlichkeiten, seine Beobachtungen in Betreff der Pest, enthalten nichts Neues, was wir nicht schon in frühern Bändchen über die Türkei angegeben hätten; sie können daher mit Recht übergangen werden. An die Spitze seines „Versuches einer numidischen Naturgeschichte" stellt Poiret den prächtigen numidischen Löwen; ihm folgen der Panther, der Unze, der Luchs, der Karakal, die Hyäne, der Wolf, der Fuchs, der Schakal, die Tigerkatze, der Ichneumon, das wilde Schwein, der Bär, der Igel, der

Hirsch, die Gazelle, das Kamel, der Stier, das Schaf, die Ziege, das Pferd, der Affe, die Robbe u. s. w.

Nicht allein die Bewohner der numidischen Wälder werden durch eine Menge Raubthiere verfolgt, auch die Bewohner der Luftgefilde haben an verschiedenen Raubvögeln ihre Feinde. Hier spielt der Adler dieselbe Rolle, welche dort dem Löwen ausschließlich zukommt. Der Beschreibung der Vögel schließt sich die Schilderung der Insekten, Schalthiere und Pflanzen Numidiens an; das Werk schließen einige Andeutungen über Mineralogie, weil eine nähere Untersuchung des Erdreiches dem Beobachter nicht möglich ist, indem er entweder für einen Landes-Verräther, oder für einen Schatzgräber gehalten, und in beiden Fällen das Leben verlieren würde.

Thomas Magill's neue Reise nach Tunis, in dem Jahre 1808. Aus dem Französischen übersetzt von M. H. Schilling.

Seit etwa 170 Jahren rissen die Bey's die höchste Gewalt zu Tunis an sich. Während dieser Zeit litt die Regierung verschiedene Umwälzungen; die verschiedenen Partheien und Ränke im Staate setzten Herrscher auf den Thron, und wieder ab. Erst nach der Flucht des entthronten Dey Mahmet Tschelebi hat die Herrschaft der Bey's eine feste Gestalt zu gewinnen angefangen. Die Brüder Mahmet und Ali-Bey bildeten aus den Trümmern der Regierung des Dey's eine erbliche Oberherrschaft.

Der jetzige Bey, Hamuda Pascha, der älteste Sohn Ali Bey's, bestieg in dem Todesjahre seines Vaters 1782, den Thron. Er ist ein schöner Mann

und seine Gesichtszüge tragen den Charakter eines feinen und durchdringenden Verstandes. Er hat viele natürliche Anlagen, spricht, ließt und schreibt arabisch und türkisch, und drückt sich mit Leichtigkeit in der Sprache der Franken aus. Er ist vertraut mit der Verstellungskunst, und spielt, wenn es die Umstände verlangen, seine Rolle als vollkommener Schauspieler. Im Betreffe seiner Regierung ist er ein reiner Barbaresken-Herrscher. Doch genoß nie Tunis eine vollkommenere Sicherheit in Rücksicht auf äußere Feinde; auch lebten die Einwohner in keiner größern Unabhängigkeit, als unter seiner Regierung. Mit seinem Bruder und seinen Neffen lebt er in dem freundschaftlichsten Verhältnisse. Jedoch ist dieses nur Klugheit; denn da in diesem Lande beständig Empörungen zu fürchten sind, so hält es dieser Fürst für klug, seine Verwandten beständig unter seinen Augen zu haben.

Der Bey ist kinderlos, und bringt wenig Zeit in der Gesellschaft der Frauen zu; in seiner Jugend war er dem Dienste des Bachus sehr ergeben, welchen Fehler er aber in der Folge vermied.

Ehedem unterdrückten die Statthalter ungestraft das Volk, jetzt hat jeder Bauer freien Zutritt zu dem Fürsten, und erhält bei gerechten Ansprüchen Genugthuung. Ehemals waren die Aemter in den Händen der Türken; jetzt achtet der Bey auf keinen derselben, und regiert durch sich selbst. Seinen Hof bilden Renegaten und Sklaven. Vor etwa sechzehn

Jahren brach eine Verschwörung gegen ihn aus, welche ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Die genannten Höflinge sind Menschen, welche zu allen Schandthaten fähig sind.

Die Moren im Staate Tunis sind unwissend, stolz, listig, betrügerisch und undankbar. Die Rachsucht ist eine der herrschenden Leidenschaften in diesem Lande; ein Mor vergißt nie eine Beleidigung, und bietet allen Scharfsinn auf, seinen verborgenen Haß zu sättigen. So sorgfältig die Moren das Andenken an erlittenes Unrecht bewahren, so leicht und schnell vergessen sie geleistete Dienste. Den schmutzigsten Geitz haben alle Klassen der Moren mit einander gemein. Bei den untersten Ständen kann man keine Kopfsteuer (gharama) erhalten, wenn sie nicht zuvor Stockschläge erhalten haben. Als ein Europäer einem Auftritte der Art beiwohnte, und den Geschlagenen fragte: „ob es nicht besser wäre, ohne so viele Umstände zu bezahlen? rief der Mor aus: Wie, ich sollte meine Steuer bezahlen, ohne Stockschläge erhalten zu haben!"

Der Bey von Tunis kann jederzeit ein Heer von 40 — 50,000 Mann versammeln, von welchem mehr als drei Viertheile aus Reiterei besteht. Er hat etwa 6000 Türken in seinem Dienste, welche für bessere Soldaten, als die einheimischen gehalten werden. Diese Truppen sind aber nichts anders, als eine Bande von Räubern, welche nur gegen Truppen der-

selben Art im Kampfe gut sind; sie würden aber nicht gegen ein Zehntel geübter Truppen Stand halten.

Eine genaue Uebersicht von der Bevölkerung von Tunis zu erhalten, gestattet die Natur des Landes nicht. Die Zahl der Einwohner muß wegen der herumziehenden Lebensart, welche ein großer Theil von ihnen führt, einem beständigen Wechsel unterworfen seyn. In der ganzen Ausdehnung der Barbaresken-Staaten sieht man nichts als nomadisirende Horden unablässig von einem Orte zum andern ziehen, und in einer Gegend nur so lange verweilen, als sie Weiden darbietet.

In einem Lande, wo die Betriebsamkeit durch Bedrückungen aller Art beständig gehemmt, oder verderblichen und häufigen Unterbrechungen ausgesetzt ist; wo Eigenthum, Freiheit, Leben ungewisse Güter sind; wo die Annehmlichkeiten des häuslichen und bürgerlichen Lebens fast unbekannt sind; wo die Verderbtheit der Sitten die höchste Stufe erreicht hat; wo die Erwerbsmittel oft ungewiß und schwierig sind; muß die Bevölkerung eher ab, als zunehmen.

Die Bevölkerung des Reiches von Tunis kann auf 2 1/2 Million geschätzt werden, nämlich 7000 in der Levante geborne Türken; 100,000 Juden; 7000 Christen, sowohl Freie als Sklaven; die Uebrigen sind Moren (Eingeborne) und Renegaten; — Von Holk gibt die gegenwärtige Bevölkerung des Reiches Tunis, nachdem die Pest 780,000 Menschen hinwegge-

rafft hat, auf drei Millionen und die Volkszahl der Stadt Tunis auf 130,000 Seelen an. Die Anzahl der Araber übertrifft die der Moren. Die Anzahl der Christensklaven beläuft sich fast immer auf 1500 bis 2000, von welchen gewöhnlich zwei Drittheile Neapolitaner sind.

Die Stadt Tunis liegt sechs englische Meilen weiter landeinwärts, als der innerste Theil des Meerbusens, welchem sie, so wie dem großen See, der sie vom Meere trennt, den Namen gibt. Sie ist mit einer elenden, aus Erde und Stein aufgeführten Mauer umgeben. Die Häuser, aus Stein erbaut, sind von einer armseligen Bauart. Kein einziges Gebäude ist in der Stadt, welches einer Beschreibung werth wäre. Die Straßen sind enge, kothig, und ohne Pflaster; die Bazars und Buden gewähren einen dürftigen Anblick; die Einwohner stellen das Bild des Elends und der Bedrückung dar.

Die in dem obern Theile der Stadt erbaute Zitadelle (Käzba) ist ein Werk der Spanier, welche unter Karl V. Herren des Landes waren.

Der Hafen von Tunis liegt an der Goletta, durch welche die Rhede mit dem See in Verbindung steht. Zwei zur Zeit Karls V. von den Spaniern erbaute, bedeutend feste Schlösser zur Vertheidigung der Goletta sind in ziemlich gutem Zustande. Der Plan des Bey, den See, welcher sich täglich von dem Unrathe der Stadt mehr anfüllt, austrocknen zu las-

sen, wurde durch verschiedene Hindernisse gehemmt. An die Stelle des Sees sollte ein Kanal geleitet werden, welcher tief genug wäre, beladene Schiffe aufzunehmen, und bis an den Fuß der Stadt zu bringen, wo man dann einen schweren, für die Kauffahrtei-Schiffe sowohl, als für die Kriegsflotte geräumigen Hafen gegraben hätte.

Dieser Plan mußte aufgegeben werden, und der Bey begnügte sich, an der Goletta einen kleinen Hafen anlegen zu lassen. In diesen kommen die leichten Fahrzeuge durch einen schönen steinernen Kanal, welcher allzeit 15 Fuß Wasser hat. Wegen der Untauglichkeit des Hafens von Tunis suchen die Kriegsfahrzeuge einen sichern Zufluchtsort zu Porto-Farina. Die Kauffahrteischiffe bleiben in der Rhede, auf einem guten Ankerplatze von 6—7 Klaftern Tiefe, und bedienen sich zum Weiterbringen ihrer Ladungen großer Kähne mit lateinischen Segeln und Rudern (Sandals.) Die Fahrzeuge, welche sich im Hafen der Goletta vor Anker legen wollen, müssen die Erlaubniß dafür mit drei spanischen Piastern täglichen Ankergeldes bezahlen.

Der See zwischen Tunis und der Goletta ist länglich rund, und kann zwanzig Meilen (nach Andern nur fünf Meilen) im Umfange haben. In dem See sind schlechte Fische, und auf seiner Oberfläche halten sich Seevögel gewöhnlicher Art auf.

Man gibt die Bevölkerung von **Tunis** auf mehr als 150,000 Seelen an, und man glaubt, daß sie sich vor der großen Pest, welche etwa 130,000 Menschen wegraffte, auf 300,000 belaufen habe; es ist aber sehr schwierig, eine Berechnung dieser Art mit einiger Gewißheit zu behaupten. Wie dem auch sey, die Stadt ist außerordentlich volkreich.

Der Himmelsstrich von **Tunis** ist einer der schönsten von der Welt. Der Boden könnte die meisten der kostbaren Lebens-Genüsse, welche Europa aus so weiter Ferne holt, in Fülle erzeugen. In einiger Entfernung von der Stadt und dem See ist die Luft gesund. Fast in dem ganzen Lande ist das Quellwasser warm und salzig; es gibt aber auch Quellen klaren und vorzüglich guten Wassers, namentlich zu **Zauan**, einem Orte, welcher 60 Meilen weit vermittelst einer, auf mehreren Tausend Bogen ruhenden Wasserleitung **Karthago** das Wasser lieferte. Das Trinkwasser zu **Tunis** wird in Zisternen gesammelt.

Die warmen Quellen bieten berühmte Bäder zur Heilung vieler Krankheiten dar; die Wärme einiger derselben kommt der Hitze des siedenden Wassers gleich.

Im Sommer und Herbste regnet es sehr selten; gewöhnlich fällt der Regen gegen Mitte Oktobers. Dauert die feuchte Witterung bis zum April, so genießt das Land einen erstaunlichen Ueberfluß; das Getraide und der Oelbaum belohnt die Mühe des Landmannes; die Natur bereitet die reichsten Teppiche über die Fluren,

und die Heerden weiden im Schoose des Ueberflusses. Gegen Ende Aprils beginnt die Aernte im Ost-Bezirke; in dem weniger ergiebigen West-Bezirke ist sie fast um zwei Monat später. Bleibt der Regen bis Januar aus, so wird das Feld trocken und unfruchtbar, die Olive bleibt klein und runzlich, und die Heerden sterben aus Mangel an Weide. Dieses ereignete sich in der schrecklichen Hungersnoth 1805, während welcher Menschen und Vieh zu Tausenden starben.

In den südlichsten Theilen des Landes ist der Regen sehr selten, besonders in dem Beled-el-Ogerid (Datteln-Land). —

Die große Viehzucht in der Umgegend von Tunis verdient diesen Namen kaum. Das ganze Land hat Ueberfluß an Wildprett; das rothe Rebhuhn ist ist sehr gemein, hat aber wenig Geschmack. Im Allgemeinen haben Fische und Wildprett nur eine mittelmäßige Güte.

Die Pferde zu Tunis stehen den englischen und französischen weit nach; die Maulthiere und Esel sind sehr gut und stark im Gebrauche. Ein gutes Pferd kostet 700—1000 Landes-Piaster (1 Piaster = 30—34 Sous); ein gutes Maulthier gilt nicht weniger, oft mehr, und ein Esel kommt bisweilen 400—450 Piaster zu stehen. Die Kamele sind im ganzen Reiche sehr im Gebrauche.

Sonst lebte man in Tunis sehr wohlfeil. Nachdem aber der Krieg mit Algier den Verkehr zwischen beiden Ländern unterbrochen, und die Einfuhr der Lebensmittel, besonders des Zugviehes, aufgehört hat, so ist der Preis der Lebensmittel, auf das Doppelte gestiegen.

Das Königreich Tunis liefert der Wißbegierde des Philosophen und Alterthumsforschers reichen Stoff; der Landstrich zwischen Tunis und dem Vorgebirge Karthago ist von Spuren des Alterthums ganz bedeckt. Die Trümmer der ungeheuern Wasserleitung, welche aus Zauans Gebirgen der Stadt das Wasser zuführten, bezeichnen noch die Stelle, welche dieser Bau vom Behälter bis zum Orte seines Ursprungs einnahm. Diese Entfernung beträgt nach dem Bogen 60 Meilen, in gerader Richtung kaum über die Hälfte. Die Zisternen sind noch vorhanden. — Nicht weit von diesen gegen das Meer erkennt man einen großen Tempel noch aus seinem Schutte. Die unterirdischen Gänge desselben, obgleich seit so vielen Jahrhunderten die Winterregen hineinspühlen, gestatten den Reisenden doch noch, in ihnen sehr weit vorzudringen. Sie zu durchlaufen ist gefahrvoll, theils wegen Mißtrauens der Regierung, theils wegen der Menge der Schlangen und Skorpionen, von welchen das Land heimgesucht ist. Die Stelle, welche Karthago einnahm, ist ganz mit unterirdischen Trümmern angefüllt.

Vor nicht langer Zeit entdeckte man ein aus mehreren Gemächern bestehendes, und ziemlich gut erhaltenes Gebäude; an der Decke der einen Stube sieht man noch Malereien. Da das Land keinen schönen Marmor liefert, so ist zu vermuthen, daß Karthago nur aus gewöhnlichen Steinen und Mörtel erbaut war. Die Felder sind mit Porphyr und antiken Bruchschiefer-Stücken bedeckt, welche 1/2 Zoll Dicke und 2 — 3 Zoll in das Gevierte haben; die Mauern waren wahrscheinlich damit belegt, und es scheint, daß die oberen Bögen mit einer groben Mussiv-Arbeit, von Marmor an einigen Stellen, an andern von Komposition, bekleidet gewesen sind.

Bei den untern Zisternen ist das Fort St. Ludwig. In dem, auf dem Gipfel des Berges Kap-Karthago gelegenem Dorfe Sidi-bu-Said sieht man das Grabmal des heil. Ludwig, welches gegenwärtig als Signalthurm dient. Der Berg Gamart westlich von Karthago läßt noch die kenntlichen Spuren einer alten geräumigen Katakombe sehen, aber Niemand wagt sich hinein, obgleich sie an mehreren Stellen offen ist.

Auf dem Gebirge Zauan sieht man die prächtigen Trümmer eines alten Tempels, und zu Utika (Porto-Farina) sind die Trümmer eines Gebäudes, welches Kato bewohnt haben soll.

Alte Münzen, besonders römische, eben so geschnittene Steine, sind in dem Lande nicht selten.

Die in Tunis ansässigen Christen treiben einen thätigen Handel mit denselben.

Die Einkünfte der Tunischen Regierung schätzt man auf 24 Millionen Landes-Piaster (etwa 40 Millionen Franken). Die Quellen derselben sind: der Zehent von Oliven, vom Getreide und von allen andern Gegenständen des Bodens; die Abgaben für Erlaubniß Scheine (teskeres) wegen Ausfuhr der Landes-Erzeugnisse, oder Einfuhr von Weinen und gebrannten Wassern; die Zölle; die Ertheilung für das ausschließliche Vorrecht, mit Lebensmitteln des Landes Handel treiben zu dürfen; die Gelder für Erlangung der Statthalterschaften und Aemter; das Kopfgeld der Juden und der Verkauf der Sklaven.

Die zufälligen Einnahmen bestehen: in erpreßten Geldern von reichen Privaten, in gewaltsam angeeigneten Erbschaften und in Handels-Unternehmungen. — Der Schatz des Bey soll sehr bedeutend seyn.

Unter den Sitten der Moren sind wenige, welche nachahmungs- oder bemerkenswerth wären. Ihre äusserste Unwissenheit macht sie übertrieben abergläubisch, ihre Handlungen werden gewöhnlich nach Wahrsagereien oder Vorbedeutungen bestimmt. Einem Christen würde es das Leben kosten, wenn er eine Moschee beträte. Die meisten Heiligen in der Berberei sind des Verstandes beraubte Wesen, welche unbestraft alle Arten von Ausschweifungen begehen. Man schreibt diesen Schwärmern eine Menge von

Wundern zu, und an ihrer Wunderkraft nur im Mindesten zu zweifeln, würde Gotteslästerung seyn. So besaß einer die Wunderkraft, das Grab des Propheten zu besuchen, und binnen einer halben Stunde zurück zu kommen. Ein anderer berühmter Heiliger hatte das Vorrecht, in einer Nacht durch ganz Europa zu reisen, um dort von Zeit zu Zeit 2—300 Unglaubige zu tödten; nach dieser Reise kommt er regelmäßig vor dem Anbruche des Tages in die Berberei zurück.

Das schlimme Auge ist ein anderer Aberglaube des Landes. Bei den Türken und Moren ist es eine unglückliche Vorbedeutung, wenn eine Tischgesellschaft aus dreizehn Personen besteht. Das Volk in der Berberei glaubt zufolge einer alten Weissagung, daß an einem Freitage während des Mittag-Gebetes die Christen sich des Landes bemächtigen würden. Deßwegen werden die Thore der Städte um diese Zeit geschlossen. Beim Aufbruche eines Heeres werden die Gestirne um Rath gefragt; erscheint das Gestirn glänzend, so ist dies eine glückliche Vorbedeutung und man löset eine Kanone; ist es aber durch Wolken und Nebel verdunkelt, so hält man dies für ein trauriges Zeichen und man verschiebt das Aufpflanzen der Fahne auf einen günstigeren Augenblick. Wenn das Lager aufbricht, opfert man gewöhnlich zwei Stiere in dem Augenblicke, in welchem der General vorüberreitet. Diese Feierlichkeit gilt als das Unterpfand des Sieges, und die lu-lu-lu-der Zuschauer (das

Huzza der Moren) drücken die Wünsche eines Jeden für seine Freunde aus.

Die Moren von Tunis haben keine Verschnittenen zur Bewachung ihrer Frauen; diese werden von Sklaven bedient, und machen weniger Schwierigkeit, sich von Christen, als von Muselmännern sehen zu lassen. In Gegenwart eines Juden oder eines europäischen Sklaven pflegen sie sich nicht mit ihrem Schleier zu verhüllen.

Die Tuniser haben die sonderbare Gewohnheit, die jungen Mädchen vor ihrer Verheirathung zu mästen. Kaum sind sie entwöhnt, so werden sie in kleine Gemächer gesperrt, und ihnen an die Arme und Beine starke goldene und oder silberne Ringe als Schmuck angelegt. Ist das Mädchen für einen Wittwer oder Geschiedenen bestimmt, so gibt man ihr die Ringe der ersten Frau, und sucht ihr eine solche Wohlbeleibtheit zu verschaffen, daß sie diese Ringe auszufüllen im Stande ist. Das zur Erreichung dieses Zweckes geeignete Mittel ist der Saame Drugh, welcher auch noch die Muttermilch beträchtlich vermehrt. Mit dieser Pflanze und dem K'sK'u genannten Nationalgerichte pfropft man, buchstäblich, die künftige Frau, und es ereignet sich bisweilen, sie mit dem Löffel in der Hand sterben zu sehen.

Die Moren besuchen fleißig die Gräber ihrer Aeltern; ein Ungläubiger, welcher dieselbigen zu betreten wagte, würde hart gestraft werden. Zu Tunis

sind die Gräber nicht mit Zypressen beschattet; man pflegt da kleine Kapellen zu erbauen.

Die schönen Künste liegen in der Berberei ganz darnieder; die Vokal- wie die Instrumental-Musik der Moren ist nach höchst barbarischem Style.

Der Bey behält sich allein den Gebrauch einer vierrädrigen Kutsche vor. Nur Kutschen mit zwei Rädern sind den Konsuln und Landeseinwohnern erlaubt.

Unter den europäischen Nationen üben in Tunis England und Frankreich den meisten Einfluß aus. Auch die übrigen Nationen haben Konsuln zu Tunis. Der einzige Einfluß, welchen sie suchen, ist, sich als den Repräsentanten ihrer Beherrscher Achtung und anständige Behandlung zu erwerben. Ehemals hatten die Franzosen und ihre Schützlinge allein das Recht, zu Tunis Handel zu treiben. Jetzt aber haben die Franzosen durch übel verstandene Beschlüsse, welche ihrem Handel Zwang anlegen, diesen ausschließlichen Vortheil verloren. Alle vermögende Moren treiben Handel, welcher sich nicht nur auf Tunis, sondern auch bis auf die Märkte Europas, und hauptsächlich Maltas erstreckt. Zu Tunis haben alle Konsuln mit Ausnahme des französischen, die Freiheit, Handel zu treiben. Wenige Agenten aber benützen diesen Vortheil, und diejenigen, welche

von diesem Gebrauch machen, thun dies mehr aus Vaterlandsliebe, als aus Gewinnsucht.

Kriegsvorräthe ausgenommen, sind alle Waaren, welche zu Tunis eingeführt werden, einer nach dem Werthe bestimmten, Abgabe unterworfen. Der Tarif ist nach den Verträgen der verschiedenen Mächte mit dem Bey verschieden. So zahlen die Engländer von allen Einfuhrartikeln nur drei vom Hundert. Die Landeseinwohner entrichten von allen Einfuhrartikeln, welche nicht aus der Levante kommen, eilf vom Hundert; letztere sind nur zu fünf vom Hundert angeschlagen.

Der Tunisische Handel ist der bedeutendste an der ganzen Küste der Berberei; ob er gleich, eben wie der Handel der Nachbarstaaten, bei weitem nicht mehr so blühend ist, wie früher.

Die zu Tunis gangbare Landesmünze theilt sich in Burbine, Aspern, Karruben und Piaster. Zwölf Burbine gelten 1 Asper; 5 1/4 Asper — 1 Karruben; 16 Karruben — 1 Piaster; 4 1/2 Piaster 1 Mahbub; Mahbub ist eine Goldmünze, welche zu Konstantinopel, Alep und Kairo geschlagen wird. Das in Handelsgeschäften allein übliche Geld sind die Piaster und Karruben. — Die zu Tunis üblichen Gewichte sind: Unzen, Rottoli und Cantars (Zentner). Sechzehn Unzen machen 1 Rottoli; 100 Rottoli 1 Cantar oder Zentner. — Das Längenmaaß heißt Pico oder Pik. Es gibt drei verschiedene Ar-

ten desselben, welche bei verschiedenen Arten von Stoffen gebraucht werden. Die erste Pik zum Messen der Leinwand beträgt 19 1/2 englische Zoll. Der sogenannte Levant'sche Pik, dessen man sich bei Waaren ohne Unterschied bedient, ist gleich 25 englische Zoll. Der dritte Pik, mit welchem man das Tuch mißt, ist gleich 27 Zoll oder 3/4 englische Yards.

Das Getreide-Maaß zerfällt in Zahs, Huebas und Kafis. Zwölf Zahs machen 1 Hueba; 16 Huebas — 1 Kafis. Ein Hueba guter Waitzen wird auf ein Gewicht von 50 Rottoli geschätzt. Das Oelmaaß Metal wiegt 32 Rottoli.

Der Boden von Tunis ist reich an Erzeugnissen, welche sich zur Ausfuhr eignen. Die Ausfuhrartikel bestehen in verschiedenen Arten von Getreide, Oelen von verschiedener Güte, Wolle, Häuten, Wachs, Seife und andern minder wichtigen Gegenständen.

Zu Tunis kommen jährlich drei Karavanen aus dem Innern Afrikas an; man nennt sie Karavanen von Gdamasia; sie bringen Goldstaub, Senesblätter, Strausfedern und schwarze Sklaven. Von großer Wichtigkeit sind die Karavanen von Konstantine. Die hauptsächlichsten Karavanen, welche Tunis aus den entferntesten Theilen des Reiches erhält, sind die von Dsierba, welche im Lande ver-

fertigte Wollzeuge bringen, die bei allen Ständen der Einwohner gleich üblich sind.

Die Künste und Gewerbe zu Tunis sind in einem Zustande großer Unvollkommenheit. Außer den Seifensiedereien findet man nur drei Arten von Manufakturen, diese sind Mützen-, Wollen-Zeug- und Saffian-Manufakturen. Seit undenklichen Zeiten ist Tunis wegen seinen Mützen (Scheschias) berühmt. Der Gebrauch dieser Mützen erstreckt sich auf alle Klassen der Muselmänner, Juden und Christen, welche sich nach orientalischer Sitte tragen.

In die wollenen Zeuge von Dsjerba, welche aus der schönsten inländischen Wolle verfertigt werden, kleiden sich die Mohren jeden Standes. Es gibt Tausende von Eingebornen, deren ganze Kleidung in einer rothen Mütze, und einer Art großer weißer Decke besteht, welche sie in mehreren Falten um ihren Körper werfen; Andere haben Turbane und wollene Leibröcke; die meisten tragen einen Mantel (B'runus). Die Frauen hüllen sich in ein Kleid von dünnem Wollenzeuge, welcher zuweilen seidene Streifen hat; viele tragen lange und viereckige Shawls von der nämlichen Weberei. Die Bettdecken ebenfalls von diesem Zeuge, sind warm, leicht und kernig.

Der Bey von Tunis erlaubt nicht nur die Monopole, sondern muntert sogar dazu auf. Die meisten Landes-Erzeugnisse sind an den Meistbietenden verpachtet. Oel und Getraide sind jedoch von der An-

wendung dieses Systems ausgenommen. Ebenfalls sind in allen Theilen des Reiches die Zölle verpachtet.

Die Einfuhr-Artikel zu Tunis sind: Tücher, englische Musseline, Leinwand, Kaffee, Zucker, Gewürze, Blei, Eisen, Alaun, Seide, spanische Wolle, Wein, Indigo, Färbeholz, geistige Wasser, Messer-Arbeiten und Cochenille.

Literatur der Reisen in das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Unter Beziehung auf die übrigen Berichte der Reisenden um und durch Afrika beschränken wir uns hier nur auf die vorzüglichsten Berichte der neuern Zeiten über das Vorgebirge. Zu den frühesten gehört die Reise der Engländer Georg Raymond, J Lancaster und E. Barker vom Jahr 1591. Der Bericht des deutschen Wundarztes Joh. Schreyer aus Lobenstein aus den Jahren 1669—77 wurde von J. C. Wohlfart zu Leipzig 1681. 8. herausgegeben. Der holländische Arzt und Justizrath Wilh. ten Rhyne theilte seine Beobachtungen vom Jahre 1673. durch H. Screta Schoth von Zavorzig in lateinischer Sprache zu Schafhausen 1686. 8. und zu Basel 1716. 8. mit. Die Bemerkungen des Franzosen Franz Legvat vom Jahre 1690 erwähnten wir bereits früher. Die zwei Berichte J. P. Purrys über das Land der

Kaffern und Neu-Holland waren zu Amsterdam 1712. 12. kaum erschienen, als sie auch in das Holländische übersetzt wurden. Der Engländer Joh. Maxwell hat seine Betrachtungen in den philosophischen Verhandlungen nieder gelegt. Der als Schul-Rektor zu Neustadt an der Aisch verschiedene Peter Kolb, hat zwar während seines zehnjährigen Aufenthaltes 1705 — 15. viele Neuigkeiten gesammelt, und mitgetheilt; allein er war leichtsinnig genug, den größten Theil desselben aus den erdichteten Erzählungen der Eingebornen ohne seine Erfahrung nieder zu schreiben. Sie fanden nur deswegen Glauben bei seinen nicht genug unterrichteten Zeitgenossen, und wurden in das Holländische, Englische und Französische übersetzt; aber von spätern Reisenden in ihr Nichts aufgelöst. Beachtungswerth ist J. W. Heydt's Schauplatz von Afrika und Ost-Indien, und des preußischen Obersten Lojardiere's Reise nach Afrika 1686 — 89. So groß der Ruf des gelehrten N. K. de la Caille war, so war doch sein Tagebuch von 1750 — 51. nicht reich und sehr unordentlich. Es erschien zu Paris 1763 und 1776. 12., und wurde 1778. 8. zu Altenburg auch verdeutscht. Die Reise von St. Pierre nach Isle de France 1771 verdient Berücksichtigung, wie jene des Engländers Kindersly und des Schotten Fr. Masson 1772 — 73. in den philosophischen Verhandlungen. Ein Holländer erwarb sich das Verdienst, die Mittheilungen von Kolb und de la Caille zu

ordnen, und mit besseren Kupferstichen zu beleuchten. Die Beschreibung des französischen Kapitains H. Hop, welcher mit einer Karavane von 85 Personen dort 1761—62. verweilte, die zu Amsterdam 1778. 8., wie zu Leipzig 1779—80. 8. in 3 Theilen erschien, ist nur ein Wiederhall der vorigen. Desto mehr zeichnete sich der Bericht des Dr. A. Sparrmann aus, welcher mit dem Schwedischen Kapitain Eckeberg 1765—66., und allein 1772—76. sich dort aufhielt, weswegen er auch in die englische und deutsche Sprache übertragen, und in jeder mit vielen Kupfern bereichert wurde. Noch wichtiger ist die umständliche Reise Le Vaillant's vom Vorgebirge in das innere Afrika, welche wir mittheilen. Zu erwähnen sind die Berichte von O. F. Mentzel, de Pages, Ad. Eschelskroon, W. Patterson, nebst jenem einiger Direktoren der holländischen ost-indischen Kompagnie, welcher dem Kollegium der Siebzehner 1790 übergeben wurde. Beachtenswerth ist Brisson's und Sanguier's Reise mit der Karte von De la Borte; das Tagebuch Jak. van Reenen, Barrow, W. White, Corn. de Jong, Splinter, Stavorin, v. Wurmb und v. Wolzogen, C. C. Best, Perival, Semple, Lichtenstein, Campbell, Latrobe, Burchell, Alberti ꝛc.

M. Peter Kolb's, Rectors zu Neustadt an der Aysch, Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung in den Jahren 1709—1713 *).

Peter Kolb in dem Bayreutschen geboren, trat, da ihm die Mittel fehlten, länger auf höhern

*) Die erste Ausgabe erschien zu Nürnberg 1719. Fol. m. Kupf. — Französisch im Auszuge durch Joh. Bertrand, Amsterdam 1741. 8. 4 Thle. 1743. 8. Eben so deutsch, Nürnberg 1743. 4. m. Kupf. Aus diesem Werke und jenem von De la Caille entstand die holländische: Neue allgem. Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung Amsterdam 1777. 8. II. Thl., deren franz. Uebersetzung Amsterdam 1778. 8. III. Thl., und deutsche Leipzig 1779. 8. III. Thl.

Peter Kolb, geb. den 23. December 1680. zu Dörflach, bei Wunsiedel, studirte zu Nürnberg und Halle vorzüglich die Astronomie und Ma-

Anstalten (Akademien) zu leben, zu Halle als Sekretär in die Dienste des Preußischen Geheimen-Rathes Bernhard Friedrich v. Krosik, mit der Absicht fremde Länder, und die Höfe großer Herren zu besuchen.

Während seines Aufenthaltes bei dem Baron übte sich Kolb in der Astronomie; und da dieser ihm auftrug, das Vorgebirge der guten Hoffnung zu besuchen, so willigte er in diesen Vorschlag ein. Er begab sich nach Holland, bestellte bei dem Astronomen Adrian van Koning verschiedene astronomische Instrumente, kehrte wieder nach Deutschland zurück, und schickte sich den 2. Oktober 1704 zur Abreise an.

Den 22. December 1704 im Texel angekommen, mußte er wegen widrigen Windes bis den 8. Januar 1705 bleiben. Auf mehreren ostindischen Schiffen, welche aus dem Texel liefen, erblickten

---

thematik. Auf Kosten v. Krosik's reiste er nach dem Vorgebirge zur Anstellung astronomischer Beobachtungen. Erst nachdem er von diesem Gönner wegen Vernachlässigung seiner Pflichten keine Unterstützung mehr erhielt, wurde er Sekretär des dasigen Gouverneurs Ludwig v. Assenburg. 1713 kam er zwar blind zurück, doch erhielt er durch eine glückliche Operation das vorige Gesicht wieder. Im Jahre 1718 wurde er Rektor der Schule zu Neustadt an der Aisch, wo er den 31. Decbr. 1726 gestorben ist.

wir, berichtet Kolb, den 28. Januar nach vielen ausgestandenen Beschwerden die Insel Hittland, zwischen welcher und Ferro wir fuhren. Je näher wir dem grünen Vorgebirge kamen, desto grüner wurde das Wasser. Nachdem wir einige Tage fortgesegelt waren, sahen wir endlich den 9. März die Inseln des grünen Vorgebirges, welches die Alten Hesperiden, Gorgones oder Gorgaden, die Holländer aber Salz-Inseln nennen. Denselben Abend erblickten wir die Insel St. Vincenz, und des andern Tages die Inseln St. Lucia, St. Nikolaus, und Chaon; den 11. März die Insel St. Jago mit ihren hohen Bergen und felsigen Ufern, und wegen unserer geringen Entfernung von derselben nicht nur ihre rauhen Klippen, sondern auch den rauchenden und feuerspeienden Berg de Fuego.

Den 12. verhinderte uns ein entgegengesetzter Wind, der Insel näher zu kommen, doch sahen wir an demselben Tage die Insel Majo, und fingen einen Hay, dessen Größe über 6 Schuhe betrug. Den 13. zwang uns der Wind, die Insel St. Jago zu umsegeln, wo wir die eigentliche Lage der Stadt St. Jago auf das genaueste erkannten, und sie selbst nicht größer als ein mäßiges Städtchen in Deutschland fanden. Eine Windstille setzte uns erst völlig in die größte Gefahr; weil uns der Strom an eine steile und hohe Klippe trieb, wo wir leicht Gefahr liefen, Leib, Schiff und Gut zu verlieren. Doch trieb uns ein Süd-Ost-

Wind den 14. glücklich in den Hafen der Insel St. Jago, welcher du Braya heißt, und zwei Meilen von der Stadt Jago entfernt ist. In diesem Hafen trafen wir mehrere Schiffe, welche der Sturm früher von uns verschlagen hatte.

Der Umfang der Insel St. Jago beträgt 27 deutsche Meilen. Sie enthält nebst vielen Baumwolle-Bäumen auch schöne Zitronen-, Pomeranzen, Sinas-Aepfel, Kokos- und andere Bäume, deren Schatten bei der drückenden Hitze sehr angenehme Kühlung verschafft. Große Thäler sind mit Zuckerrohr, Reis &c. bepflanzt. Auf den Bergen trifft man viele und seltene Blumen und Kräuter an.

Den 23. März waren wir unter der Höhe des Pol 7 Grad 11 Minuten, also nahe bei dem Aequator.

Den 7. April passirten wir die Linie. Die Hitze war in dieser Gegend außerordentlich stark, und verursachte uns viele Unbequemlichkeiten. Als wir den 9. ein Frühstück einnehmen wollten, schlug der Blitz unsern Fockmast entzwei, ohne jedoch weitere Verheerungen anzurichten. Wäre er noch ein Brett tiefer gegangen, so hätte er in die Pulver-Kammer geschlagen, welche 30,000 Pfund enthielt, und uns in die Luft geschleudert.

Gegen den 22. und 23. April waren wir mit unserm Schiffe wieder an einem gefährlichen Orte nicht weit von der Küste Brasiliens, welche man bei heiterer Witterung sehr leicht sehen kann. Daselbst

sind unter dem Wasser viele verborgene Klippen, welche die Portugiesen Abrolhos (Thut die Augen auf) nennen. Den 27. segelten wir gegen Südsüd-West, und erblickten einige hohe Spitzen, welche die Schiffleute für die spitzigen Gebirge der Inseln Trinidad und Ascension hielten. Nachdem aber Nachmittags noch drei hohe Bergspitzen gesehen worden waren, so konnten unsere Schiffleute eigentlich nicht sagen, welche Inseln diese seien. Die aus dem Wasser hervorspringenden Berge waren unfruchtbare Felsen. Das Wasser um dieselben ernährte viele Fische.

Bis den 1. Mai trug sich nichts Besonderes zu. Wir hatten die heiße Zone passirt, und alles Fett, was einer oder der andere an seinem Leibe gehabt, durch die Hitze verloren. In der heißen Zone regnet es wenig.

Nachdem wir vom 8 Januar bis zum 12. Juny nirgends als an der Insel St. Jago Halt gemacht hatten, langten wir endlich nach verschiedenen ausgestandenen Stürmen, in dem Hafen des Kap an. Auch waren die meisten Schiffe unserer Flotte angelangt. Sie brachten Briefe an den Gouverneur Wilhelm Adrian van der Stel mit, in welchen auch besonders von mir Nachricht ertheilt wurde. In einem kleinen Nachen fuhr ich an das Land und wurde von dem Herrn Gouverneur wohl aufgenommen. Mir wurde der Garten der Kompagnie gezeigt, und erlaubt, so viele Früchte zu pflücken, als mir beliebte.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung wurde 1493 durch Bartholomäus Diaz entdeckt, und von ihm Capo dos totos lon Tormentos (Sturm-Ecke) genannt. König Johann II. von Portugal nannte es aber das Vorgebirge der guten Hoffnung, weil nun gute Hoffnung sei, daß seine Schiffe nach Ost-Indien segeln, und mit großem Gewinne zurückkehren würden. Jedoch umfuhr Diaz das Vorgebirge nicht, sondern kehrte nach genauer Besichtigung desselben unverrichteter Sache zurück. Erst Vasco de Gama umfuhr dasselbe 1498, und setzte zuerst bei Rio d' Infante, etwas östlicher und hinter diesem Vorgebirge, den Fuß an das Land, und segelte auch nach Indien.

Im Jahr 1600 fingen die Holländer an, eine Kompagnie zu errichten, welche sie die Holländische nannten. Als sie später den Handel nach Ost-Indien anfingen, nahmen sie den Namen Ost-Indische Kompagnie an. Erst um 1650 machte der kluge und verständige Chirurg, Johann van Riebeeck der Kompagnie den Vorschlag zur Anlage einer Kolonie, welcher auch gebilligt und sogleich ausgeführt wurde. Die Stadt und Vestung wurde angelegt, und holländische Kolonisten erhielten große Stücke Landes. Man errichtete vier Pflanzungen, deren erstere jene des Kap, die zweite von Stellenbosch, die dritte jene von Drakenstein ist, und deren vierte den Namen von Waver führte.

Das Land am Kap hat hohe Berge mit reichlichen Quellen süssen Wassers. Die Berge selbst liefern Holz, und erzeugen wohlriechende Kräuter und Blumen. Zwischen diesen Bergen sind sehr große, weit ausgebreitete Thäler, auf welchen Korn, Wein und Gartenfrüchte in Menge wachsen. Europäische Obst- und Getraid-Arten kommen wegen des lieblichen Klimas leicht fort, und werden bald reif. Man findet viel natürliches Salz, und köstliche warme Bäder. Zu bemerken ist jedoch, daß heftige Sturmwinde, welche aus Süd-Ost und Nord-West entstehen, eine Plage für das Land sind.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung liegt in dem äußersten Winkel Afrikas. Die Breite des Vorgebirges gibt der Verfasser auf 37° 55′ Minuten an. Diese Angabe fand der gelehrte Abbe de la Caille falsch, und widerlegte sie auch in seinen Schriften. Wir halten es hier für passend, unsern geneigten Lesern anzuzeigen, daß Kolb in seinem Reiseberichte, welchen er in drei Bänden herausgab, und durch welchen er anfangs großes Aufsehen erregte, nicht selbst angestellte Forschungen und Beobachtungen dem Publikum überlieferte, sondern nur Erzählungen und Mährchen, wie sie dem leichtgläubigen Verfasser von ungebildeten Personen mitgetheilt wurden. Er erreichte den Zweck seiner Sendung nicht, und statt Beobachtungen während seines zehnjährigen Aufenthaltes auf dem Kap anzustellen, verweilte er lieber

bei dem Bierkruge, und schmauchte seine Pfeife dazu. Als die Zeit seines Aufenthaltes ungenützt vorüber gegangen war, stoppelte er aus Schriften und mündlichen Berichten zusammen, was er erhalten konnte, und täuschte dadurch das Publikum lange Zeit, bis endlich gelehrte und Wahrheit liebende Männer durch ihr wohlthätiges Licht den Nebel theilten, und den Verfasser in seiner Erbärmlichkeit darstellten. Wir werden dem Leser daher nur solche Berichte ausziehen, in welchen Kolb eigene Beobachtungen mittheilt, und nicht durch Mährchen zu täuschen sucht.

Auf dem Kap trifft man Bewohner aus den verschiedendsten europäischen Nationen an. Zu Dienern haben sie Sklaven aus verschiedenen afrikanischen Stämmen. Die Kompagnie, welche gleich bei ihrem Entstehen eines herrlichen Fortkommens sich zu erfreuen hatte, blüht noch herrlich fort, und lohnt die Mühe ihrer Pflanzer. Längs des Salz-Flusses sind schöne Gärten und herrliche Weinberge; Süd-Früchte kommen trefflich fort. Man trifft in dem Tafelthale die schöne Festung, Hoffnung genannt, und das zierliche Städtchen gleiches Namens mit vielen Gärten und Weinbergen an. Hinter dem Tafelberge, eine Viertelstunde von der Stadt, zeigt sich auf einer kleinen Höhe eine Schenke. Am Flusse erblickt man eine Reihe Häuser, Aecker, Gärten und Weinberge. Ferner findet man theils an dem Flusse, theils auf beiden Seiten desselben viele schöne Landgüter, Gärten

und Weinberge, welche ihren Besitzern ein reichliches Interesse abwerfen. Die Kompagnie hat daselbst ein Vieh- und Wagen-Haus, und zwei prächtige Gärten. Nicht weit von dieser ist das schöne Gut Constantia, welches der Gouverneur Simon van der Stel nach seiner Frau nannte. Es hat eine sehr angenehme Lage, und gewährt eine lustige Aussicht.

Ehe man nach Constantia kommt, führt ein steiniger und beschwerlicher Weg zwischen hohe und rauhe Berge nach der Holz-Bay, wo einige Plätze angelegt sind.

Die Tigerberge sollen von den großen grünen Flecken, durch welche sie sich von andern Bergen unterscheiden, ihren Namen haben. Sie haben ein fettes Erdreich, und dienen vortrefflich zum Bebauen. Auf den Tigerbergen, und in den dazwischen liegenden Thälern befinden sich zwei und zwanzig Plätze oder Hofstätten. Die Tigerberge haben einen Umfang von acht Meilen. Nach den Tigerbergen wurde der anstoßende Kuhberg von den Pflanzern besetzt. Er erstreckt sich weiter gegen Ost, ist ungefähr sechs Meilen vom Vorgebirge entfernt, und hat einen nicht so fruchtbaren Boden, wie die Tigerberge.

Hierauf begaben sich einige nach dem sogenannten Blau-Berg, welcher acht Meilen von der Festung entfernt ist. Er hat den Namen von der blauen Farbe, welche er in der Ferne zu haben scheint, und wegen Wasser-Mangel nicht viele Bewohner. Dieser

ganze Bezirk wurde der Kapsche genannt; in ihm liegen die Festung nebst der Stadt Gute Hoffnung. Sie gränzen an die See. Hinter der Stadt trennt eine ziemlich große Wüste diesen Bezirk von der Stellenboschischen Pflanzung.

1712 wurde mir durch den Gouverneur Ludwig van Assenburg das Sekretariat der beiden Pflanzungen Stellenbosch und Drakenstein anvertraut. Durch einen günstigen Vorfall wurde diese Kolonie bis an den Regenbach, auch Moschelbank genannt, ausgedehnt. Die Moschelbank entsteht durch das Zusammenlaufen des häufigen Regenwassers. Im Sommer trocknet sie aus: das Wasser, welches in den tiefen Löchern stehen bleibt, wird während dieser Zeit gesalzen. Nach einem langen, gekrümmten Wege ergießt sie sich unweit des Tafelthales in den Salzfluß, welcher von dem eindringenden Seewasser bei seinem Ausflusse erst salzig wird.

Das Tafelthal bilden drei Berge, nämlich der Tafelberg, der Löwenberg und der Wind- oder Teufelsberg.

Der Tafelberg, bei den Portugiesen Tovoa da Calo, hat in die Höhe 1857 Rheinische Schuhe, und auf seinem Gipfel einige köstliche Quellen süssen Wassers. Man findet die herrlichsten und wohlriechendsten Blumen auf demselben, auch führt er Silber mit sich, welches aber der großen Kosten wegen nicht aufgesucht wird. Zu bemerken ist von diesem Berge,

daß er vom September bis zum März von einer weißen Wolke bedeckt wird. Wenn die Schiffleute diese Wolke an, dem Tafelberge erblicken, sagen sie, die Tafel sei gedeckt, und machen sich auf einen Sturm gefaßt.

Von dem Tafelberge ist der Löwenberg nur durch eine kleine Felsenerniedrigung een Kloof von den Holländern genannt, getrennt. Er liegt gegen Abend, bedeckt beinahe die ganze Westseite, und erstreckt sich fast bis nach Norden. In dem genannten Thale oder Kloof steht ein kleines Haus, um die Ankunft der Schiffe bekannt zu machen.

Gegen Morgen stößt an den Löwenberg der Teufelsberg, welcher nicht so breit und so hoch, als die beiden genannten Berge ist. Mit dem Tafelberg reicht er so weit an die See, als der Löwenberg, und bildet mit den beiden andern, die halbrunde Figur, in welcher das große und fruchtbare Tafelthal liegt.

Das Wasser des Vorgebirges ist gut und gesund. Bäche und kleine Wasser trifft man in reichlicher Menge.

An die Kap-Kolonie stößt die Pflanzung Stellenbosch, deren Hauptort ein Dorf mit einer schönen Kirche und einem zierlichen Rathhause ist. Durch ein unglückliches Versehen gerieth das Dorf in Brand, und die Kirche und das Rathhaus fand ich noch bei meinem Abzuge in Asche.

Gegen Abend grenzt diese Kolonie an die Kap'sche Kolonie; gegen Mittag an die Falso-Bay, gegen Morgen an die Stellenboschischen- und Hottentott-Hollands-Berge, welche, wenn der Süd-Ost-Wind wehen will, gleichfalls wie der Tafelberg, mit weißen Wolken bedeckt werden; gegen Norden an die Moschelbank und den Pferde-Berg.

Die Stellenboschische Kolonie kann in vier Bezirke eingetheilt werden, welche nur nach dem Namen von einander verschieden sind. Ihre Namen sind: Stellenbosch, Mottergat, Hottentotts-Holland und Bottelary.

Die Hottentott-Hollands Berge sind viel näher als der Tafelberg; ihr äußerstes in die See gehendes Ende heißt Hanglipp, weil es an gedachten Bergen fest, und den Seefahrern als eine abhängende und auf dem Kinn liegende Lippe vorkommt.

Die Falsche Bay hat ihren Namen von der Unwahrheit ihrer Entdecker erhalten, welche fälschlich ihren Grund mit Steinen bedeckt, und sie dem Süd-Ost-Wind ausgesetzt angaben. Sie hat in ihrer Mitte eine große Klippe, auf welcher sich Taucher- und See-Vögel aufhalten. Dieser Hafen ist überaus fischreich.

Die Seekuh-Valley liegt eine Stunde von dem Meeres-Strande, beinahe in der Mitte zwischen den Bergen der Hanglipp und Norwegen, gegen Süden.

In der Mitte des Hottentotts-Holland liegt der Schaf-Berg, von seiner guten Schafweide so genannt. Auf dem Gipfel desselben erblickt man die Tafelbay und mittels eines guten Perspektives die Schiffe mit ihren Flaggen. In diesem Landstriche gab es ehemals sehr viele wilde Thiere, welche theils ausgerottet, theils verjagt wurden. Drei Flüsse schneiden durch diesen Bezirk; sie entspringen sämmtlich auf dem Schafberg und ernähren bloß Seefische.

Der Mottergattische Bezirk liegt in Ansehung des vorigen etwas mehr gegen Nord, und wird von dem Hottentott-Holland, von dem Stellboschischen Rivier, von dessen Bergen und dem Bezirke Stellenbosch umgrenzt. Er ist nicht so groß, als der vorher beschriebene, hat aber auch schöne und wohl eingerichtete Landgüter. Obwohl er nur aus Hügeln besteht, so ist das Land nichts desto weniger gut und fruchtbar. Die kleinen Bäche, welche ihn bewässern, führen keine Namen. Dieses rührt jedoch mehr aus Nachlässigkeit, als Unwissenheit der Bewohner her.

Die Stellenboschischen Berge sind jene, welche den Bezirk Stellenbosch gegen Morgen umzingeln. Die ansehnlichsten derselben sind beinahe so hoch, als der Tafelberg. Sie werden bei dem Süd-Ost-Winde gleichfalls, wie dieser, mit Wolken bedeckt. In den Klüften dieser Berge wächst soviel Holz, daß die Einwohner genug zum Brennen, aber keines zum

Bauen haben. Dieses kommt meistens aus Holland oder Indien. In den Thälern sieht man die herrlichsten Auen mit Korn, Waitzen, Gerste und Weinstöcken prangen.

Der Stellenboschische Rivier nimmt gleich unter dem Dorfe Stellenbosch den Motter-Rivier zu sich, und bildet einen ziemlich ansehnlichen Fluß; er hat eine schlechte Brücke.

Die Bottelarey ist der nördlichste Bezirk dieser ganzen Kolonie, und grenzt gegen Süd an den Bezirk Stellenbosch, gegen Morgen und Mitternacht an Drakenstein und gegen West an die sogenannte Muschelbank. Der Pferd-Berg trennt diesen von Drakenstein. Er ist nicht allein wasser-, sondern auch holzarm. Die Einwohner müssen sich nur mit Sträuchen und ausgehauenen Wurzeln behelfen.

Die Kolonie Drackenstein wurde 1675 gegründet; viele vertriebene Reformirte aus Frankreich ließen sich hier nieder. Die Grenzen dieser großen und geräumigen Kolonie sind gegen Süd der Berg Kehrewieder; gegen Ost umgiebt sie eine lange, zusammenhängende Reihe von Bergen, welche von der Kolonie ihren Namen entlehnen, und deßwegen Drakensteinische Berge genannt werden. Gegen Nord wird diese Kolonie theils von dem Hafen Saldanha, nach dem Namen eines verunglückten Portugiesischen Kapitains so genannt, theils etwas

mehr gegen West von den grünen Kloofs-Bergen umgeben. Diese große und weit ausgebreitete Kolonie nimmt beinahe einen so großen Umfang ein, als alle 17 Provinzen der spanischen Niederlande. In dem südlichen Theile dieser Kolonie erblickt man viele schöne Landgüter und Meiereien. Sie liegen ziemlich weit von einander, so daß von einem bis zum andern eine starke halbe Stunde führt. Obgleich dieser Theil ziemlich bergig ist, so liefert er doch Früchte im Ueberflusse. Die Luft ist sehr gut, das Klima gesund, das Wasser in Menge vorhanden und gesund.

Die Gipfel der Berge sind mit Schnee, oder vielmehr mit Hagel bedeckt, und bleiben es bis zu den Monaten August und September. In den übrigen Jahreszeiten sind sie davon befreit.

Die Kirche zu Drakenstein gleichet eher einer Scheune, als einem zum Dienste des Herrn bestimmten Gebäude; sie ist kaum 3 — 4 Schuhe hoch gemauert; dann kommt sogleich der Dachstuhl. Das Innere derselben entspricht dem Aeußern.

Weil in diesem Bezirke die Gebäude nebst den Ländern noch nicht in einem solchen Stande sind, daß sie eine besondere Beschreibung verdienen, so will ich mich zu dem vierten Bezirke dieser Kolonie wenden.

Zuerst zeigte sich der Berg Riebeks Kastell, bei welchem die Einwohner viele Landgüter und sehr schöne Meierhöfe haben. Wäre überall Wasser zu fin-

den, so würden vielleicht noch mehrere derselben aufgerichtet seyn. Ferner gehört zu diesem Bezirke ein Land, welches man wegen der vielen Bäche, die 24 Riviers nennt. Diese liegen hinter dem Riebeck-Kastell, ungefähr eine Tagereise gegen Nord-Ost. Eine Tagereise von den 24 Reviers liegen die Honig-Berge, auf welchen viele Bienen den Honig bereiten. Endlich gehören hierher noch die Piquet-Berge, welche von den ersten Entdeckern so genannt worden waren, weil sie bei denselben ein lustiges Piquet spielten. Sie liegen 8 Tagereisen von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, bei und auf ihnen halten sich nur wenige Europäer auf. Sowohl in diesem, als in dem vorhergehenden Bezirke halten sich noch beständig Hottentotten auf, welche sehr freundlich gegen die Europäer sind.

Die Waverische Kolonie, nach dem Namen des Herrn v. Waveren genannt, ist die jüngste Pflanzung, welche erst kurz vor meiner Ankunft errichtet worden war. Vormals hieß das Land der rothe Sand von einem Berge, welcher diese Kolonie von dem Bezirke Drakenstein scheidet. Sie ist vom Vorgebirge 25 — 30 Meilen entfernt. Das Land ist sehr gut. Der rothe Sandberg ist ziemlich hoch und sehr steil. Weil diese Kolonie erst im Wachsthume ist, so hat sie noch keine eigene Rathsglieder und noch keine Kirche; die Einwohner müssen sich daher nach Drakenstein und Stellenbosch bege-

ben. Nebst vielen kalten Brunnen und vielen kleinen Flüssen findet man auch ein warmes Bad. Beiläufig 30 Meilen von dem Vorgebirge gegen Süd-Ost entdeckte man noch ein warmes Bad, welches nicht so heiß, als das erste ist, und dessen heilsame Eigenschaften ich selbst empfunden habe. Bei und um dasselbe wohnen noch Hottentotten.

1709 setzten mich bei der Holz-Huck sechs wilde Elephanten anfangs in großen Schrecken, so wie, während ich Nachts in einem Zelte schlief, ein Besuch von eilf Löwen. Doch wurden diese von den Hottentotten vertrieben, welche feurige Brände unter sie warfen.

Das Vorgebirge der guten Hofnung ist eines der glücklichsten und fruchtbarsten Länder. Es ernährt viele Heerden, und ist vortrefflich zum Anbaue des Kornes, der Gerste und anderer Feldfrüchte geeignet. Garten- und Baumfrüchte, und der herrliche Weinwachs zeugen von der Güte des Bodens. In den Bergen trifft man große und hohe Höhlen.

Von dem Thierreiche wollen wir bemerken, daß auf dem Kap Affen, besonders Baviane, blaue Böcke, Elendthiere, Esel, Zebra, Elephanten, Nashörner, Gemsen, Steinböcke, verschiedene Gattungen von Hasen, Hirsche, Hunde, Tiger, Seeküĥe, Ziebet-Katzen u. s. w. zu sehen sind.

Unter den Vögeln findet man Adler, Fasanen, mehrere europäische Singvögel, Flamingo's, Strause

indische Pfauen, Löffelgänse, Pelikane und mehrere andere. An dem Kap fängt man Barben, Benneitfische, Delphine, Steinbraschen, fliegende Fische, Meerhechte, Sternrochen, Zitterfische, Seelöwen und andere mehr. Schlangen giebt es auf dem Vorgebirge in Menge; eben so Insekten und Blumen. Wegen des fruchtbaren und fetten Bodens gedeiht die Anpflanzung vortrefflich, die ausländischen und heimischen kommen gleich gut fort, und bringen treffliche Früchte.

Kolb's Berichte von Hottentotten übergehen wir gänzlich, weil er ihn nur aus Mährchen der Eingebornen zusammen setzte, ohne die Wahrheiten dieser zu untersuchen. Seinem Werke verschaffte er nur dadurch Glauben, daß er die Bedrückungen der holländischen Statthalter auf dem Kape der Holländischen Regierung zu Gesicht brachte, und dadurch eine harte Bestrafung derselben veranlaßte.

Die Regierung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung besteht aus 8 Kollegien. Sie sind: 1) der Rath der Polizei, 2) der Rath der Justiz, 3) der Rath der kleinen Angelegenheiten, 4) der Rath der Heiraths-Angelegenheiten, 5) die Waisen-Kammer, 6) das Konsistorium, 7) das Kollegium der Bürger- und Gemeinde-Räthe, und endlich 8) das Kollegium der bürgerlichen Kriegs-Räthe. Diese 8 Kollegien besorgen die Verwaltung des Landes nach allen Verzweigungen. Der Rath der Polizei oder Staats-

Rath besteht aus 9 Personen, welche ausgezeichnete Diener der Kompagnie sind. Er stellt nicht allein die ganze Kompagnie vor, sondern auch die Generalstaaten der vereinigten Niederlande. Dieses Kollegium entscheidet über die Kriegs-Angelegenheiten des Landes, und beschließt über den Krieg und Frieden mit den Hottentotten.

Das Justiz-Kollegium besteht gleichfalls aus 9 Mitgliedern, welche in Civil- und Criminal-Prozessen entscheiden. Von diesem ist eine Appellation erlaubt; man kann sich entweder nach Bavia, oder unmittelbar nach Holland wenden. Die Glieder dieses Raths genießen außer der Ehre, eben so wenig für ihre Bemühung, als der Staats-Rath. An dem Rathe der kleinen Angelegenheiten nehmen auch Bürger Theil; in demselben sind eben so viele Diener der Kompagnie, als Bürger, welche abwechselnd auf einander folgen. Der Präsident des Kollegiums ist allzeit ein Glied aus dem Staats-Rathe; der Vicepräsident ist ein Bürger-Rath. Alle 2 Jahre wird der Präsident nebst den meisten Gliedern dieses Kollegiums verändert. Das Kollegium der Ehesachen besteht aus denselben Mitgliedern. In dem Kollegium der Civil-Sachen wird über Gegenstände unter 100 Reichsthaler entschieden. In dem Rathe der Waisen-Kammer sind ebenfalls Diener der Kompagnie, als Bürger. Die Zahl der Waisen-Herren besteht in 6 Personen. Bisher genannte Kolle-

gien haben ihre Sitzungen in einem Zimmer auf der Festung.

Der Kirchen-Rath besteht aus drei reformirten Geistlichen: denn so viele Kirchen sind im Lande erbaut; ferner aus 12 Aeltesten oder Kirchen-Vorstehern, und 12 Armen-Besorgern. Der besondere Kirchen-Rath gehet einer jeden Gemeinde besonders an, und hat einen Prediger, 2 Alteste und 4 Armen-Besorger. Der Präsident eines solchen Kirchen-Raths ist allzeit ein Beamter der Kompagnie. Die beiden andern Kollegien sind errichtet worden, um bei dem großen Anwachse der Bürger denselben eine eigene Obrigkeit zu geben. Die auf dem Vorgebirge angestellten Glieder heißen Bürger-Räthe oder Bürgermeister, die auf dem Lande angestellten Heimräthe. Die Kolonie des Vorgebirges hat weder ein Rathhaus, noch ein Gefängniß, und die Bürgeräthe wenige Freiheiten.

So gering auch die Gewalt der Bürger-Räthe ist, so volkreich und angebaut ist im Gegentheile das Land dieser Kolonie des Kaps. Innerhalb 60 Jahren wuchs die Stadt über 200 wohlgebaute Häuser an. Schöne Gärten befinden sich in der Umgegend der Stadt, und erfreuen die Wanderer mit ihren herrlichen Blumen-Gerüchen und vortrefflichen Früchten.

Die Straßen der Kapstadt sind ganz gerade, und laufen von dem See-Ufer bis in den schönen Garten

der Kolonie. Wie die Holländische Reinlichkeit in dem Mutterlande bekannt ist, so herrscht dieselbe auch in ihren Pflanzungen.

Nachdem Kolb durch Ränke seines Sekretairs erledigt worden war, so schickte er sich den 9. April 1713 zur Abreise an. Mit gutem Winde, berichtet er, fuhren wir aus dem Hafen, und näherten uns, nachdem wir eine gute Strecke Weges zurückgelegt hatten, im Mai der Insel Ascension. Es schmerzte uns sehr, daß wir nicht an das Land kommen durften: denn man fängt an dem Ufer desselben viele Fische, und findet Schildkröten in Menge, deren Fleisch sehr angenehm und gesund ist. Auf unserer fernern Reise näherten wir uns der Aequinoktial-Linie, wo es so warm wurde, daß die Bootsleute ihre Kleider ablegen mußten. Den 19. Mai passirten wir die Linie, kamen aus dem südlichen Theile der Erde wieder in den nördlichen, und freuten uns herzlich, als wir die nördlichen Gestirne wieder erblickten. Sobald wir über die Linie waren, traten veränderliche Winde ein, und hinderten uns oft auf unserer Fahrt. Den 21. erhielten wir Befehl vorauszusegeln, 2 Schiffe, welche von der Flotte entfernt waren, zu suchen, und Kunde von einigen unter dem Wasser verborgenen Klippen einzuziehen. Beide Entzwecke wurden erreicht. Die Klippen sind nach dem Ausspruche der Kapitaine auf 12° 32′ nördlicher Polhöhe, und auf 344° 30′ Länge bestimmt worden.

Am 1. Juni hatten wir das Glück, einige grüne Meerwiesen von ziemlicher Größe zu sehen. Die holländischen Schiffleute nennen sie Croos, und diese See Croos-See; die Portugiesen aber Thardi Sargasso. Kurz nach diesem Tage kamen wir auf unserer Fahrt so weit, daß die Sonne gerade über unser Haupt zu stehen kam, weil wir keinen Schatten warfen. Nachdem wir bereits den 27° nördl. Breite, und den 345° der Länge erreicht hatten, sahen wir abermals ein Stück dieser Meerwiesen. Endlich langten wir zu Amsterdam an, und ich kam nach Köln, Mainz, Frankfurt, Baden, und endlich nach Rastadt.

P. Gregoir Busnot's Reise zu Muley Ismael, Kaiser von Marocco in den Jahren 1704, 1708 und 1713.

Die harte und grausame Behandlung der unglücklichen französischen Sclaven in den Ländern des Kaisers von Marocco veranlaßte schon 1688 einige Väter Versuche zur Befreiung derselben zu wagen, ohne sich mit dem Kaiser von Marocco in öffentliche Verhandlungen einzulassen. Zu diesem Ende reiste Pater Johann Felix von Kadix heimlich nach Marocco, wurde aber entdeckt, und gefesselt in ein Gefängniß geworfen, aus welchem er nur mit Mühe entkam. Die Versuche Ludwigs XIV. brachten auch das erwünschte Resultat nicht hervor. Unsere Bemühungen, wegen Auswechselung der Gefangenen gelangen in andern Theilen der Berberei immer besser, als in dem maroccanischen Reiche. Denn in jenen sind die Sclaven Eigenthum

der Privatpersonen, welche ihre Gefangenen um einen vortheilhaften Gewinn gerne losgeben; in dem Staate von Marocco gehören sie alle dem Kaiser, welcher dieselben nicht leicht auswechselt, weil er sie zum Bauen und zu andern schweren Arbeiten besser, als seine Unterthanen gebrauchen kann.

Als sich eine günstige Gelegenheit zeigte, bei Muley Ismael Zutritt zu erlangen, wanden wir uns an den Staatsminister de Pontchartrain, welcher es bei dem Könige dahin brachte, daß wir von den Galeeren so viel Mohren nehmen durften, als wir zur Auswechselung gegen französische Gefangene nöthig hätten. Mit Pässen versehen reisten wir den 13. Mai ab, zuerst die Bettel-Mönche, dann wir. Zu Kadix hielten wir uns 3 Monate auf, und begaben uns von da auf ein Schiff, welches nach Salee segelte, weil uns der Weg nach Ceuta abgeschnitten war. Kaum waren wir ausgelaufen, so wurden wir von mehreren Kapern verfolgt. Wir fanden daher, um dieser Gefahr zu entgehen, für das Beste, längs der Küste Afrika's bei Arzola zu fahren, welches uns auch glückte. Ein günstiger Wind brachte uns in den Hafen von Salee, wo wir von den spanischen Franziskaner-Mönchen und von den französischen, englischen und holländischen Kaufleuten sehr gut aufgenommen wurden.

Wir schickten nach Miquenez, der Residenz Muley Ismael's, um Verhaltungs-Befehle im Be-

reſſe unſeres Erſcheinens bei Hofe zu erbitten. Bald erhielten wir durch 3 Sclaven, welche zu unſern Führern beſtimmt waren, die Erlaubniß nach Miquenez kommen zu dürfen. Unter Begleitung einer Wache von 3 Mohren, eines Offiziers und eines maroccaniſchen Kapitains machten wir uns auf den Weg, und langten erſt den 19. zu Miquenez an, weil es drei ſtarke Tagreiſen von Salee entfernt iſt. Die Gegenden, durch welche unſer Weg führte, waren ſehr abwechſelnd; bald reiſten wir über ebene Felder, bald erblickten wir um und neben uns die angenehmſten Thäler mit anmuthigen Hügeln und kleinen Wäldern. Die Bäume hingen voll wohlſchmeckender Früchte, und die Kultur könnte in dieſem Lande weit beſſer ſeyn, wenn es die Faulheit der Mohren anders zuließe. Die Nächte brachten wir in elenden Dörfern zu, deren Scheich's uns allemal frühe bei dem Aufbruche fragten, ob wir nichts vermißten? denn ſie müſſen für jeden Diebſtahl in oder um ihr Dorf bei Verluſt ihres Lebens haften. Wenn wir uns von einem Dorfe entfernten, verbrannten die Einwohner belaubte Zweige von weißen Weidenbäumen und erhoben ein großes Geſchrei, zum Zeichen, daß ſie den Ort, welchen ſie durch den Aufenthalt von Chriſten entweiht hielten, wieder reinigen wollten. Dieſer Aberglaube findet ſich jedoch nur bei dem gemeinen Landvolke. Nach einem Siege des Grafen von Toulouſe über die engliſch-holländiſche

Flotte bei Malaga untersagten die Alkaiden aller Seeplätze den Muhametanern Fische zu essen, weil sie von den Fleische und Blute getödteter Christen gefressen haben könnten.

In einem, mit Ulmen besetzten, Dorfe 4 deutsche Meilen von Miquenez, rüsteten wir uns zum Einzuge in diese Stadt. Etwa eine deutsche Meile von ihr begegnete uns ein Haufe Gefangener mit zwei spanischen Geistlichen, welche uns sehr freundlich umarmten, und uns Erfrischungen anboten, welche wir bei der Quelle Dar Sultan zu uns nahmen.

Bei unserer Annäherung kam mir die Stadt Miquenez wegen der Menge Häuser, über welche Moscheen hervorragen, und wegen der vielen, mit den schönsten Fruchtbäumen geschmückten Gärten, weit ansehnlicher und größer vor, als ich später fand. Der kaiserliche Pallast zur Linken gelegen, gewährte in der Ferne einen schönen Anblick; die Größe seines Umfanges, seine weißen hohen Mauern, die Menge hoher Thürme, welche mit glänzenden Ziegeln bedeckt waren, erregten anfangs unsere Bewunderung, welche aber bei näherer Betrachtung verschwand. Miquenez ist nicht allzu groß; die Straßen sind nicht gepflastert und enge. Wir kamen zuerst in die Juden-Stadt, deren Straßen am weitesten und mit Kramladen versehen waren. Die ganze übrige Stadt besteht aus kleinen, engen Gäßchen zwischen 2 Mauern, welche hie und da ein Oeffnung haben. Eine Menge

Häuser sahen wir in Trümmern liegen: denn der Kaiser läßt sie nach Belieben niederreißen und aufbauen.

Außerhalb der Stadt trifft man so viele Häuser von Schilf und Rohr an, daß man diese Hütten für eine Vorstadt ansehen kann. Das Volk ist sehr arm, und seufzet unter den beschwerlichsten Auflagen.

Als wir bei dem kaiserlichen Palast Alcassava vorbeikamen, bewillkommten uns 2 Minister des Kaisers in seinem Namen sehr freundlich, und versicherten uns des kaiserlichen Wohlwollens und Schutzes. Dies schützte uns jedoch nicht vor Verfolgungen und den Beschimpfungen des gemeinen Volkes und der Knaben auf der Straße. In der Juden-Stadt wurde uns eine Wohnung angewiesen, welche wir aber nicht verlassen durften, bevor wir eine Audienz bei dem Kaiser gehabt hatten. Auch fanden sich fleißig Hofbediente bei uns ein, wegen deren unhöflichen Betragens wir uns sehr in Acht nehmen mußten. Sie waren elende geldgierige Menschen, welche unsere Furcht verdoppelten, jemehr wir mit ihrem sclavischen und niederträchtigen Charakter bekannt wurden.

Ehe wir zur Audienz gelassen wurden, kamen alle Tage Christen-Sclaven zu uns, von welchen wir bei jedem Besuche neue Nachrichten ihres schrecklichen und bemitleidenswerthen Zustandes erfuhren. Als wir dem Kaiser unsere Aufwartung machten, gingen wir je

zwei neben einander, während 12 Sclaven unsere Geschenke trugen. Auf einem offenen Platze vor dem Palaste saß der Kaiser auf dem bloßen Boden mit übereinander geschlagenen nackten Beinen; an seinen Füßen hatte er gelbe Pantoffel. Sein Kleid und Turban waren weiß, das Kinn bedeckte er mit dem Oberkleide. Eine Leibwache, 20 — 30 Schwarze stark, welche Säbel und lange Gewehre hatten, stand um ihn. Nach halbgeendigter Audienz kamen noch einige 100 Mann, welche aber sogleich abziehen mußten. Hinter dem Kaiser standen 2 kleine schwarze Knaben, deren einer ihm einen Sonneschirm über den Kopf hielt. Am Schloßthore war ein Pferd an einer, mit rothen Vorhängen versehenen Kalesche angeschirrt; in einiger Entfernung standen viele gesattelte Pferde. Ein Gesetzes-Lehrer (Talbe) saß vor ihm auf den Fersen, hatte das Gesicht gegen ihn gerichtet, ein Buch unter dem Arm; auf beiden Seiten standen 7 — 8 Alkaiden barfuß und ohne Turban. Ungefähr 20 Schritte von dem Kaiser entfernt, verbeugten wir uns dreimal bis auf die Erde, rückten aber immer bis etwa 10 Schritte, an ihn, wo wir dann, wie die ersten Minister, aufrecht und mit unbedecktem Haupte, stillstanden. Wir hatten unsere Ordenskleidung an, und wurden zuerst von dem Kaiser mit einem Gruße bewillkommnet; auch gab er seine Zufriedenheit über unsere Ankunft zu erkennen.

Der Kaiser lobte hierauf den Eifer und die Liebe,

welche wir für unsere Brüder hegten, brach dann in ein weitläufiges Lob des Königs von Frankreich aus, und endete seine Rede mit der Erhebung seines großen Propheten und dessen Gesetzes, welches wir gleichfalls annehmen möchten, um Heilige zu werden. Nach einer Erwiederung von unserer Seite versprach uns der Kaiser mit wenigen Worten die Auswechselung der Gefangenen und entließ uns. Die Geschenke, welche wir dem Kaiser machten, bestanden in einigen kostbaren Seidenzeugen, in feiner Leinwand aus der Bretagne, und silbernen, mit Gold eingelegten Barbierzeugen. Ueber die seidenen Zeuge erfreuten sich Ihro Majestät so, daß sie sich noch an demselben Tage eine Weste von grüner Farbe machen ließen.

Wir beschenkten unsere Führer und die Minister, welche uns häufig besuchten; das Ende eines jeden Besuches aber war die Erpressung neuer Geschenke. Nach einem langen Aufschube ward uns der Entschluß des Kaisers bekannt gemacht: keinen einzigen Christen-Sclaven um Geld wegzugeben. Daher wäre uns nur ein einziger Weg übrig, die Christen-Sclaven gegen die auf den französischen Galleeren befindlichen Mohren auszuwechseln. Wir äußerten über diesen Entschluß unsere Zufriedenheit, und versuchten, Mann gegen Mann zu tauschen. Am folgenden Tage erfuhren wir zu unserer größten Bestürzung den endlichen Entschluß des Kaisers, nach welchem er drei Mohren für einen Christen forderte. Alle Versuche, wel-

che wir dagegen machten, scheiterten an der Hartnäckigkeit des Kaisers, welcher endlich die Sache auf Anrathen eines Höflings so weit trieb, daß er sechs Mohren für einen Christen-Sclaven verlangte. Damit jedoch unsere Geschenke nicht unvergolten blieben, erklärte er 12 französische Sclaven frei zu geben, welche seine Minister aus den ältesten und kränklichsten aussuchen sollten.

Als die 12 Sclaven gewählt, und in dem kaiserlichen Schlosse aufgestellt waren, erschien der Kaiser, und rief bei dem Anblicke dieser schwachen und kranken Leute aus: „Ihr seyd alle mit einander armselige Hunde!" Auf die Anfrage des Kaisers bejahte ein nahestehender Höfling den Ausspruch Ismael's. Sogleich wurden die Namen der Gefangenen aufgeschrieben, und unter dieselben, um alle Austauschungen zu verhüten, das kaiserliche Siegel gesetzt. Damit nun ein unglücklicher Zufall, welche in diesen Ländern eben nicht selten sind, unsere Erlöseten nicht in die vorige elende Sclaverei stürzen möchte, reisten wir nach Salee, und schickten sie nach Frankreich zurück, dessen Ufer sie mit genauer Noth erreichten, indem sie unter Wegs Schiffbruch gelitten hatten.

Unserm Versprechen gemäß wollten wir als Geiseln in Salee zurückbleiben, bekamen aber 2 Tage nach der Abreise der Sclaven vom Kaiser Befehl, nach Kadix uns zu begeben, um desto geschwinder die Ant-

wort des französischen Hofes in das Maroccanische zu übertragen.

Als wir schon alle Hoffnung zur Auslösung der Gefangenen aufgegeben hatten, und uns zur Rückreise nach Frankreich anschickten, berichtete uns ein Schreiben des französischen Kaufmann Stephan Pillet, daß er einen neuen Vergleich mit Muley Ismael wegen Auslösung der Sklaven getroffen habe. Nach erhaltenen neuen Verhaltungsregeln gingen wir freudig unter Segel, und kamen nach vierzehn Tagen in Salee an. Man berichtete uns schleunigst von Miquenez, daß der Kaiser uns mit Ungeduld erwarte. Doch fanden wir nachher, daß es ihm mehr um Geschenke, als um eine Unterhandlung mit uns zu thun war.

In dem Dorfe, der Ulmenbaum genannt, welches vier teutsche Meilen von Miquenez entfernt ist, trafen wir zwei portugiesische Mönche, welche drei Sklaven bei sich hatten. Sie erzählten uns zu unserer größten Freude, daß alles sich im gewünschten Stande befände, und daß wir alle französische Sklaven erhalten würden. Die Geschenke, welche wir jetzt dem Kaiser machten, bestanden in einem Diamant, welcher 600 Thaler werth war; in einem Smaragd, einem Topas, drei Perlschnüren, einem scharlachenen Tuche und einer englischen Uhr. Der Kaiser saß bei dem Thore Famous, uns auf einem ledernen Kissen empfangend. Wir legten unsere Ge-

schenke auseinander, und gaben ihm die drei Ringe und Perlenschnüre offen, weil das übrige eingepackt war.

Während der ganzen Audienz-Zeit küßte der Kaiser die Ringe, hob die Perlenschnur auf, besah sie, und legte sie wieder hin. Endlich sah er uns an, und sagte: „Die Franzosen sind keine Leute von Wort, man hat mir schon lange vier meiner Unterthanen versprochen, allein sie sind noch immer auf den Galeeren!" Wir erwiederten, daß seine Unterthanen schon in Freiheit gesetzt wären, und nur die Schiffer der feindlichen Kaper wegen zu See zu gehen sich weigerten. Nachdem er uns eine abschlägige Antwort gegeben hatte, stand er auf, bedankte sich für die Geschenke, gab die Perlenschnüre einem seiner schwarzen Zwerge, und befahl ihm, den folgenden Tag wegen des Handels mit uns zu reden, und uns nicht mehr zu geben, als die Geschenke werth wären. Einem seiner Minister trug er auf, uns zum Schutz gegen die Hitze der Sonne durch den Hof des Schlosses unter einen Schwibbogen zu führen, welcher eine halbe Stunde lang war, und den Hof in zwei Theile theilte. Man sagte uns, dieß sei eine Ehre, welche noch keinem Christen zugestanden worden sey.

Alle Vermittlungsversuche, den Kaiser uns geneigt zu machen, waren vergebens. Endlich setzte uns der grausame Befehl des Kaisers, uns in unsern Hütten lebendig verbrennen zu lassen, wenn wir Miquenez

nicht sogleich verließen, in die äußerste Bestürzung und Verwirrung. Wir reisten also auf Maulthieren unter dem Wehklagen der verlassenen Christen und dem Murren der mißvergnügten Mohren ab, (denn die Hoffnung einer schnellen Auswechslung ihrer guten Freunde und Verwandte gegen unsere Sklaven war vernichtet) und zwar mit einer solchen Eile, daß daß wir nicht einmal Lebensmittel zu unserm Unterhalte mitnahmen. Unverrichteter Sache kamen wir nach Salee. Endlich brachte es Pillet bei dem Kaiser doch dahin, daß er einige Sklaven erhielt, mit welchen wir im Jahr 1708 den 29. Oktober glücklich zu Kadix landeten.

Besser gelang das Unternehmen im Jahr 1712, in welchem die französischen Väter zwanzig Sklaven auslöseten. Die Sklaven-Auswechslung geschah zwei Stunden von der Festung Ceuta, nicht weit von dem mohrischen Lager. Wir lieferten die gefangenen Mohren nebst den Lösegeldern und Geschenken aus, und kamen mit unsern Befreiten unter allgemeinem Frohlocken in der Stadt Ceuta an.

Alles zu Ceuta gehörige Land hat etwa einen Umfang von zwei französischen Meilen. Die Stadt ist mehr von Steinen, als Bomben zerstört worden. Der Gouverneur und die vornehmsten Einwohner wohnen in einer solchen Entfernung, daß die Bomben ihre Häuser nicht erreichen können. Das übrige Erdreich ist theils von sehr steilen Felsen, theils von einer mit

vier oder fünf kleinen Schanzen versehenen Mauer durchschnitten. Unter den, gegen Spanien liegenden, Felsen erblickt man ein altes Mohren-Kastell, von welchem sie die christlichen Schiffe beobachten.

Ceuta ist eine Halbinsel an der Mündung, der Strasse von Gibraltar gegenüber, und der wichtigste Platz, welchen bie Spanier noch auf der afrikanischen Küste in Besitz haben.

Busnot's Bericht wollen wir nun mit der Charakteristik des berüchtigten Muley Ismael schließen. Er ist ein Sohn Muley Sherifs, Königs von Tafilet, und ein Bruder des in der Geschichte bekannten Muley Archys, welcher die Königreiche Fez, Marokko mit dem Königreiche Tafilet vereinigt, und zu einem Kaiserthume erhoben hat. Nach dem Tode seines Bruders gelangte er durch die Gewalt der Waffen zum Throne, indem er Muley Archys Söhne, welche sich um das Reich stritten, in verschiedenen Treffen überwand, und alles, was sich ihm widersetzte, umbringen ließ. Er besitzt viele Geistes-Gegenwart und Menschenkenntniß; seine Antworten sind kurz und kraftvoll, und sein Scharfsinn ist zu bewundern.

Seine Regierung ist mehr als despotisch. Um seine Geschicklichkeit zu zeigen, schlägt er seinen Unterthanen die Köpfe vom Rumpfe, und zwingt sie, um seine Gewalt sehen zu lassen, sich von hohen Felsen herabzustürzen. Jeder Einwohner flieht seine Gegen-

wart; alles was von ihm kommt, setzt jeden in Schrecken. Wenige schwarze Sklaven, welche er zur Ueberbringung seiner Befehle, und zur Einnahme der Steuern braucht, bringen alle Orte, in welche sie kommen, in Furcht und Schrecken. Seine ungemein große Geldgierde veranlaßt ihn zu den schrecklichsten Erpressungen, und zur Beraubung aller seiner Unterthanen. Geiz ist allzeit der vornehmste Beweggrund seiner Handlungen; hält er scharfe Polizei, so geschieht es aus Eigennutz, welcher ihn auch vorzüglich zur schleunigen Vollziehung der Strafe antreibt.

Der Kaiser hat keine anderen Räthe, als seinen Kopf; seine Räthe sind nur zum Scheine da, und beantworten alle an sie gerichteten Fragen mit den Worten Anama Sidy! (gnädigster Herr, ihr redet recht!) Er nennt sich nicht anders, als einen Freund Gottes, und schreibt seine glückliche Regierung dem Schutze Muhameds zu, von welchem letztern er in gerader Linie abzustammen vorgiebt. Bei seiner entsetzlichen Handhabung der Justiz, und bei den grausamsten Mordthaten beredet er das Volk, daß er nur den Willen Gottes erfülle. Er bildet sich auf den Namen eines Gesetzlehrers viel ein, und soll es an verstellter Frömmigkeit allen zuvor thun. Wo er sich immer befindet, hebt er seine Hände gegen den Himmel, obgleich sie öfters noch von Menschenblut triefen.

Die Christen hält er für das wichtigste Opfer, welches er seinem Muhamed bringen kann. Nach ei-

ner genauen Berechnung hat er seit seiner Thronbesteigung mit eigner Hand über 30,000 Christen und Mohren niedergehauen. Bei der Hinrichtung seiner eigenen Kinder (seinen Sohn Malei ließ er von dem Kopfe nach der Mitte des Körpers entzwei sägen; einem andern Muley Muhamet die rechte Hand und einen Fuß abhauen, und zur Stillung des Blutes in siedendes Pech taugen) ist er so fein, daß er den Henkern ihre Gottlosigkeit verweiset, und sie deßhalb auch öfters umbringen läßt.

Zu seinen vier rechtmäßigen Frauen hat er noch 500 Beischläferinnen aus allen Nationen; sie wohnen innerhalb des Schlosses zwischen einem Zwinger von dreifachen Mauern. Die unerhörten Grausamkeiten, welche er in seinem Harem schon ausgeübt hat, verbietet die Schamhaftigkeit zu erzählen. Ohne Erlaubniß des Kaisers dürfen sie ihre Freundinnen nicht besuchen. Vierzehn dieser Unglücklichen wurden, weil sie einander heimlich zu besuchen wagten, alle Zähne ausgerissen. Die Anzahl der kaiserlichen Kinder soll sich auf 600 belaufen, zu welchen man die weiblichen nicht rechnen kann, weil sie nach der Geburt gleich von den Hebammen erstickt werden sollen. Nur die Töchter seiner vier rechtmäßigen Gemahlinnen bleiben am Leben, und werden an die Scherife von Tafilet verheirathet.

Die Kinder des Kaisers, welche ohne alle Erziehung aufwachsen, begehen ungestraft alle Frevelthaten.

Seine Pferde (ihre Anzahl ist 600) hält der Kaiser besser als seine Weiber und Beischläferinnen. Ihre Ställe machen den schönsten Theil seines Palastes, und bestehen aus Reihen gewölbter Gänge. Durch die Mitte dieser Gallerien läuft ein Kanal reinen Wassers zum Tränken der Pferde, und neben demselben stehen die Futterkästen. Sie werden mit geschnittenem Strohe gefüttert, welches mit süssen Kräutern untermischt ist; vor dem Maule hängt ein Büschel Gerste, denn es ist weder Krippe noch Rauf vorhanden. Zur Streue dienen Sägspäne; zwei Monate des Jahres hindurch erhalten sie, statt der Gerste, frisches Gras, werden der Hitze wegen mit ausgespannten Tüchern bedeckt, und bleiben während dieser Zeit ungestriechelt. Sie werden täglich vom Kaiser besucht, und findet er nicht alles im gehörigen Stande, so gibt es blutige Strafen.

Auch hält der Kaiser viele Maulthiere, einige Zebra und viele Kamele, unter welchen sich zwei weiße auszeichnen, die täglich mit Seife gewaschen werden müssen. Die Mohren beobachten genau die Tage, wie lange diese Thiere, wenn sie geboren werden, die Augen schließen, und behaupten, daß sie den Tag über so viele Meilen laufen würden.

An den Kämpfen wilder Thiere untereinander, und mit Sklaven, ergötzt sich der grausame Ismael sehr. Auch ist er ein großer Liebhaber von Katzen, deren er vierzig in seinen Ställen hält. Sie befinden sich in

Hinsicht ihres Unterhaltes weit besser, als die Sklaven; denn er wirft ihnen öfters ganze Viertel von Schafen vor. Doch bestraft er ihre Verbrechen manchmal auf die grausamste und närrischste Weise. Als einst eine Katze ein Kaninchen aus seinem Garten aufgefressen hatte, gerieth er in eine solche Wuth, daß er seinem Henkersknechte befahl, dieses Thier durch alle Strassen von Miquenez zu schleppen, dasselbe scharf auszupeitschen, und mit lauter Stimme zu rufen: „So lohnt mein Herr die bösen Katzen! Nach dieser Beschimpfung wurde ihr der Kopf abgeschlagen.

Die unglücklichen Christen-Sklaven benutzt der Kaiser zu seinen Bauden; um diese Elenden ja nicht müssig bleiben zu lassen, läßt er immer das wieder niederreißen, was sie aufgebaut haben, sich der Worte bedienend: „Man drücke die Leute mit Arbeit, daß sie zu thun haben, und sich nicht kehren an falsche Rede!“ — Die Gebäude, welche er errichten läßt, haben keine anderen Mauern, als einen gewissen Mörtel, welcher aus klein zerstoßenem Kalk und sandiger Erde, mit Wasser vermischt, besteht. Dieses Gemische drücken die Sklaven zwischen zwei Brettern in solcher Weite von einander, als die Mauren dick werden sollen. Backsteine werden bloß zu Thürpfosten und Schwellen gebraucht. Die Höhe der Mauern ist überhaupt 20 Fuß.

Kein Zustand auf der Welt ist elender, als der dieser unglücklichen Leute, welche ohne Hoffnung eines Lohnes oder der Ruhe ununterbrochen fortarbeiten müssen. Sieht ihr Henker, der Kaiser, einen sich von den Beschwerden der Arbeit erholen, wehe dann dem Armen! Einst sah er einen französischen Sklaven ein wenig auf einer Mauer ausruhen, sogleich nahm er seine Flinte, und schoß ihn todt. Ein anderer, welcher sich eben auf diese Art versah, wurde vom Kaiser zweimal mit einem Spieße durchstochen.

Als er im Jahr 1696 seine neu angelegten Gebäude besah, und es ihm vorkam, als ob die Sklaven mit der Aufrichtung zauderten, ließ er in seinem Grimme dem Alcaiden Malei, den Aufseher der Gebäude und ersten Minister, 500 Hiebe mit einer ledernen Peitsche geben, und prügelte ihn auch mit eigner Hand auf eine grausame Art. Einer großen Anzahl Mohren und Renegaten spaltete er den Kopf, andern hieb er die Arme ab, wieder andere erstach er mit seinem Messer, so daß nichts als Blut floß. — Ein spanischer Sklave, welcher Wasser trug, blieb, als er den Kaiser erblickte, nicht stehen, sondern gieng mit der Mütze auf dem Kopfe bei ihm vorüber. Der Grausame schoß ihn deßhalb mit einem Spieße, welchen der Sklave aber aus dem Leib nahm, und dem Barbaren wiedergab. Dieß that er zwanzigmal.

Noch so viele andere Züge der Unmenschlichkeit dieses grausamen Kaisers anzuführen, halten wir für

unnöthig, indem das Angeführte schon hinlänglich seinen elenden und blutdürstigen Charakter zeigen kann, und durch diese Schilderungen eines barbarischen Ungeheuers das Zartgefühl und die Menschenliebe zu sehr in Anspruch genommen würde. Wir halten es daher für schicklich, diesen Bericht zu endigen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschen-Bibliothek der wichtigsten und interessantesten Reisen durch Afrika

Bd.: 2,1

1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.Geogr.it.o.1(27#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11768233-9